



Granzow-Hof in Pamplin aus den 1930er Jahren



Eltern des Malers Wilhelm Granzow und Großeltern von Dorothea Fücke  
Foto aus dem Jahr 1916

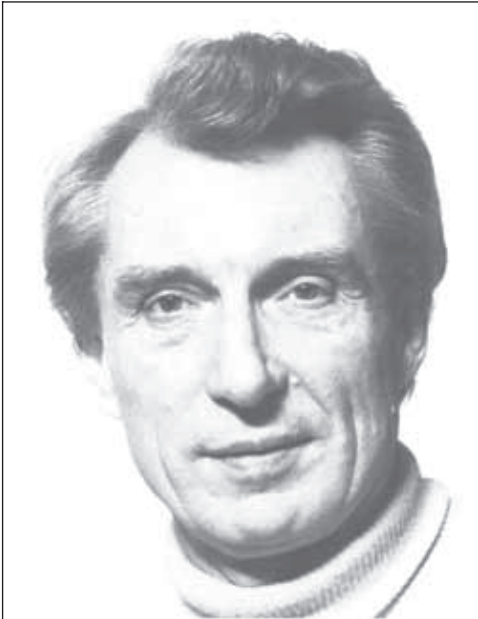
## Verwandte aus der Familie Granzow – Mein Bruder Klaus Granzow (1927-1986) - ein Leben für Pommern

Von Waltraud Schlichting, geb. Granzow, Hamburg

Die Familie Granzow ist mit der Familie Zessin über viele Jahrhunderte freundschaftlich und familiär verbunden. So haben auch Angehörige dieser Familie einen festen Platz in unserem Leben und in der 500 jährigen Geschichte der Zessin.

### Lebenslauf

**Klaus Granzow** wurde am 10. September 1927 in Mützenow (Kreis Stolp) in Pommern geboren. Als Bauernsohn und Jüngster von sechs Geschwistern wuchs er mit unseren wesentlich älteren Halbgeschwistern in einer kirchlich-protestantischen Umgebung glücklich und behütet auf. Von 1934 bis 1938 besuchte **K.G.** die Volksschule in Mützenow, danach ging er auf das humanistische Gymnasium in Stolp. Vor dem HJ-Dienst konnte er sich lange drücken, bis er im Sommer 1943 gleich auf zwei "Wehrtüchtigungslager" verpflichtet wurde, die er mit gemischten Gefühlen absolvierte. Im Herbst 1943 kam er als Marinehelfer nach Swinemünde und auf die Insel Wollin.



Im Herbst 1944 musste er im Rahmen des Reichsarbeitsdienstes Kartoffeln buddeln, am Ostwall "schippern", marschieren und singen. Im November 1944 wurde er als Kanonier zur Wehrmacht eingezogen und sollte bei den Nebelwerfern in Kleinkmehlen, Ponikau und Hainichen in Sachsen als Offizier ausgebildet werden. Seine ganze Klasse hatte sich schon im Sommer 43 freiwillig als Reserveoffiziersbewerber gemeldet, um nicht in die SS gezwungen zu werden. Im Februar 1944 wurde er als nicht für die Offizierslaufbahn geeignet "aussortiert" und abkommandiert. Auf der Durchfahrt erlebte er den "Bombenteppich" auf Dresden. Noch am 31. März 1945 musste er an die Front an die Neiße. Das Kriegsende erlebte er auf dem Rückzug in Böhmen. Wie alle anderen flüchtete er zuerst über die Elbe in Richtung Westen, kehrte dann aber aus Heimweh und Sorge um seine Familie wieder um in Richtung Pommern. Unterwegs geriet er in russische Gefangenschaft. Im September

1945 wurde er wegen Unterernährung, Arbeitsunfähigkeit und einem Verdacht auf Lungen-Tbc entlassen und kehrte nach Hause zurück.

Mützenow war inzwischen zu einer sowjetischen Musterkolchose geworden, wegen einer im Dorf befindlichen rentablen Molkerei, obwohl alle umliegenden Dörfer schon unter polnischer Verwaltung standen. Ein russischer Offizier leitete kommissarisch die Dorfverwaltung. Die Einteilung der Arbeit wurde von einem deutschen Beauftragten organisiert. Auf jedem Hof wohnte eine Russin zur Beaufsichtigung. **K.G.** arbeitete wie die meisten Jugendlichen des Dorfes den

---

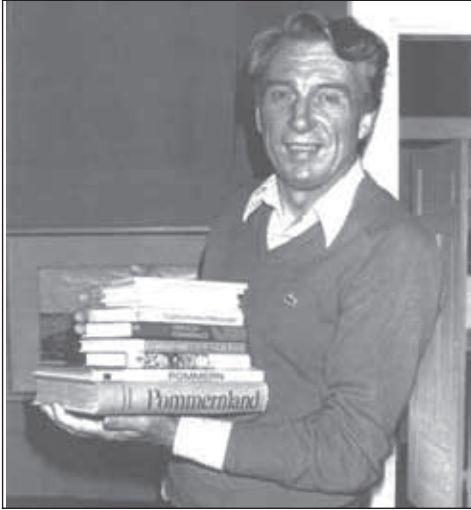
Großteil der Zeit auf den Feldern. Die Arbeit lief wohl nicht schlecht, zwischen den russischen und deutschen Arbeitern herrschte nach einiger Zeit ein kameradschaftliches Verhältnis (z.B. jeden Sonntag Tanz im Dorfrug, der allerdings auch zum Pflichtprogramm des russischen Kulturoffiziers gehörte). Anfang 1947 wurde das Dorf den Polen übergeben. Den elterlichen Hof übernahm ein polnischer Soldat, der die Familie in ein einziges Zimmer steckte, sie auf sadistische Weise schikanierte und gegen dessen kriminelle Energie auch der polnische Starost machtlos war. Im April 47 floh die Familie aus ihrem eigenen Haus ins Nachbardorf, wurde dort aber verraten und eingesperrt und konnte schließlich erneut fliehen: in ein Dorf, das zu einem anderen Landkreis gehörte und noch unter der Obhut der Russen stand. Um für die Flucht nach Westen an offizielle Papiere zu kommen, verkaufte die Familie ihre letzten noch geretteten Wertsachen und besorgte sich von polnischen Mittelsmännern falsche Ausweise. In Viehwaggons wurden **K.G.**, seine Eltern und seine Schwester Waltraud mit den offiziell Vertriebenen des Kreises Schlawe nach Schlesien gebracht und kam nach einer Entlausung und zwei Wochen Quarantäne schließlich über die Oder-Neiße-Linie. In der russischen Besatzungszone angekommen, wurde die Familie auf Bauernhöfe im Vogtland zur Arbeit verteilt. Von dort gingen **Klaus** und ich schwarz über die Zonengrenze nach Westen. Er bekam eine Arbeit bei der englischen Besatzungsmacht: Waldrodungen in der Nähe von Goslar. Später wurde seine Arbeitseinheit nach Hamburg verlegt, wo er abends die Schauspielschule besuchen konnte. 1951 machte er die Abschlussprüfung als Schauspieler und erhielt dann mehrere Engagements an norddeutschen Bühnen. Seit 1956 schrieb **K. G.** zahlreiche Sendungen für den Rundfunk. Seit den 60ziger Jahren verfasste er auch schriftstellerische Arbeiten, die z. T. mit pommerischen Kultur- und Förderpreisen belohnt wurden. Ab 1980 hatte er eine feste Anstellung am Ohnsorg-Theater. **Klaus Granzow** starb am 11. April 1986 in Hamburg.

Als "Reisender in Sachen Pommern", mit der Sehnsucht nach seinem Pommernland und seinen Menschen, war ihm kein Weg zu weit. In vielen Büchern, Hörspielen, Berichten in der "Pommerschen Zeitung" und im "Pommerschen Heimatbuch" - das er von 1976 bis 1986 redigierte - lebten **Klaus Granzow** und Pommern weiter. Er schrieb zwölf Bücher über Pommern, darunter den Dokumentationsband "Pommernland", "Letzte Tage in Pommern", "Pommern wie es lachte", über das Brauchtum in Pommern "Sie wussten die Feste zu feiern", den Erzähl- und Gedichtband "Der Tanz auf dem Gardersee" und mehrere Bände mit heiteren Weihnachts-, Oster- und Liebesgeschichten. 1976 wurde ihm der Pommersche Kulturpreis verliehen, 1981 der Hamburger Preis für Kurzprosa. Weitere Preise erhielt er vom Kultusministerium in Nordrhein-Westfalen und vom Ostdeutschen Kulturrat für seine Erzählungen "Willkommen, Herr von Puttkamer", "An einem Sonntag wie vor dreißig Jahren" und "Estrada Pomeranos - die Straße der Pommern", die das Leben pommerischer Auswanderer in Brasilien beschreibt. Über seinen Stipendien-Aufenthalt in Brasilien schrieb er das Buch "Pomeranos unter dem Kreuz des Südens". Im Jahre 1965 erschien das "Tagebuch eines Hitlerjungen", das er in den letzten zwei Kriegsjahren schrieb. Auszüge daraus wurden in mehreren Rundfunksendungen vorgestellt, in Anthologien und Sachbüchern über das Dritte Reich zitiert. Es gilt heute als wichtige Dokumentation über die deutsche Jugend im 2. Weltkrieg und wird auch als Schullektüre empfohlen. Hier einige Ausschnitte daraus:

"Stolp, 15. Mai 43: Sie haben mich beim Schlawittchen gekriegt! Es ist herausgekommen, dass ich alle HJ-Dienste schwänze. (...) Aber nun ist es Essig mit der Freizeit."

"Jetzt bin ich schon beim RAD. Die Ruhepause zu Hause war wirklich zu kurz bemessen. Aber ich habe doch wenigstens meinen 17. Geburtstag noch einmal zu Hause feiern können. Wer weiß, wo ich im nächsten Jahr um diese Zeit schon bin?! Ob ich überhaupt noch lebe? Vielleicht bin ich schon an der Ostfront gefallen wie so viele aus unserem Dorf und von unserer Schule."

"Ich möchte über so vieles mit jemandem reden. Aber hier ist niemand. Auch bleibt uns so wenig Zeit, man kommt zu nichts Wichtigem." ... "So sehr mich all diese Gedanken quälen, so glücklich und froh bin ich auch dabei. Denn dann habe ich das Gefühl: geistig kann man dir deine Freiheit nicht nehmen, mögen sie dich körperlich auch fertigmachen."



"1. Dezember 44 (als Nebelwerfer in Kleinkmehlen): Heute wurden wir eingekleidet. Aber wie! Furchtbare Uniformen vom Ersten Weltkrieg, hochgeschlossener Kragen, grasgrüne Farbe und unzählige Knöpfe, Kniehosen und -Wickelgamaschen. Ich kann nur sagen: eine Schande ist es für die deutsche Wehrmacht, daß wir solche Uniformen tragen müssen. Das Heer hat keine Bestände, hat nichts mehr."

"8. Dezember 44: Die Ausbildungszeit hat immer noch nicht angefangen. Bisher haben wir nur Holz gehackt für die Holzvergaser-Fahrzeuge. In Ortrand mussten wir Stahlhelme empfangen. Unterwegs kam der Regimentskommandeur vorbei, stieg aus und schimpfte über - unseren Haarschnitt. Es ist doch zum Lachen! Haben die höheren Offiziere jetzt keine anderen Sorgen als unsere Mähnen? Also schneiden sie uns

wieder eine Glatze, um uns auch den letzten Rest einer eigenen Note zu nehmen. Es ist scheußlich, und da singt man: "Wir wollen Soldat sein und bleiben." Wer das noch mit aufrichtigem Herzen singt - den möchte ich sehen!"

"10. Dezember 44: Vereidigung! Sonnabend haben wir den ganzen Tag mit dem Spieß für den großen Tag geübt. Es klappte ganz gut, trotz der Aufregung. (...) Nachsprechen der Formel. Wir waren alle mitgerissen und dachten nicht mehr an den Blitzableiter (um den Eid "abzuleiten"). Mit ganzem Herzen waren wir nun dabei. Ich musste mir das immer wieder vorsagen und überlegen: ich habe also nun zur deutschen Fahne und zu Adolf Hitler geschworen und muss diesen Schwur halten. Ob ich das kann? Auf das nationalsozialistische Deutschland wird soviel gehetzt, da? man bestimmt einmal in Anfechtung gerät."

"Bei Muskau, 18.4.45: (...) Einige von uns haben sogar schon Lautsprecher gehört, die in deutscher Sprache zum Überlaufen aufforderten. Na, die alten Knacker mögen ja so etwas machen. Bei uns Jungen können sie lange warten, dass wir uns in ihre Hände geben. (...) Wer sich bewusst von der Truppe entfernt und diese Flugblätter bei sich hat, wird sofort gehängt. Das ist offiziell verlesen worden. Gestern bekamen wir Handgranaten und Panzerfäuste geliefert, die gar nicht intakt waren. Überall fehlten einzelne Teile. Alles Sabotage!"

"10. Mai 45: (...) In den Dörfern standen überall alte Frauen mit Trinkwasser vor ihren Häusern und schauten nach ihren Söhnen aus, fragten, fragten .. was soll man da antworten ... weiter ... weiter... Zuletzt marschierte ich zusammen mit einem jungen Mann in gestreifter KZ-Uniform. Er erzählte schauerliche Dinge, die ich kaum glauben kann. Er war nur noch Haut und Knochen. Die Frauen haben ihm Kleidung angeboten, aber er fühlte sich im Sträflingsanzug sicherer."

### Literatur

GRANZOW, K. (1965): Tagebuch eines Hitlerjungen. Kriegsjugend in Pommern 1943-1945.- Limes Verlag Niedermayer und Schlüter, Wiesbaden und München 1986 (1965).

GRANZOW, K. (1984): Bei Nacht gingen wir fort; in: Ders. (Hg.): Letzte Tage in Pommern. Tagebücher, Erinnerungen und Dokumente der Vertreibung; Verlag Langen Müller, München.

GRANZOW, K. (1966): Bei uns im Dorf. Erinnerungen an Pommern.- Pommerscher Buchversand, Hamburg.

ZESSIN, W. (1996): Interessantes über den pommerschen Porträt- und Landschaftsmaler Wilhelm Granzow.- Zessin-Familienbrief Nr. 4 (2/1996): 14-18. Jasnitz.

---

**Verfasser:** Waltraud Schlichting, Wischhofsweg 31d, 23253 Hamburg

Das illustrierte **Granzow-Wappen** ist offiziell in Rietstap Armorial General dokumentiert.

Die Original-beschreibung lautet wie folgt:

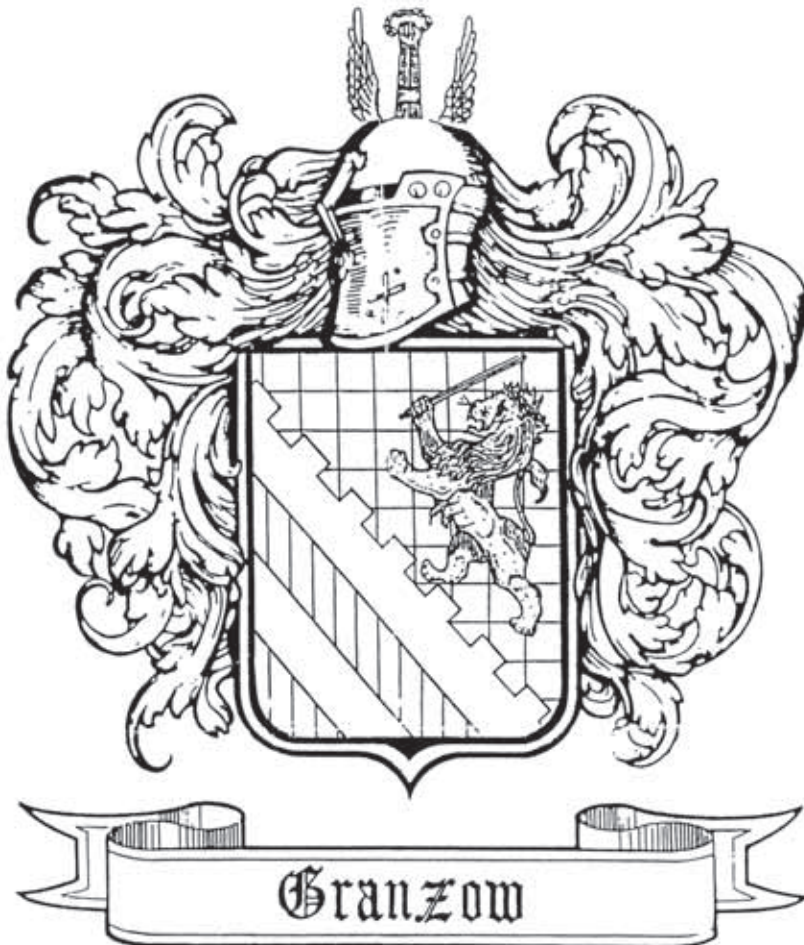
Schildbeschreibung: „Zinnenförmig, schräg geteilt:

1. Schwarz; ein Goldener Löwe, grüne Blätterkrone, in der Pfote ein silbernes Schwert.

2. Vier silberne und rote Schrägbalken.“

Helmzier: „Zwei schräg geteilte Flügel; der rechte Rot und Silber, der linke Gold und Schwarz.

Dazwischen senkrecht ein gerüsteter Arm, in der Hand einen grünen Blätterkranz.“



## Mein Heimatdorf Horst im Kreise Stolp

Von FRITZ ZÜHLKE (geb. 16.10.1919), Horst

Fünfzehn Kilometer nordwestlich der Kreisstadt Stolp und rund fünf Kilometer südlich vom Ostseebad Stolpmünde entfernt lag mein Heimatdorf "Horst". Über die Entstehung und Namensgebung des Dorfes wurde in der Schulchronik, die meines Wissens in der Obhut des jeweiligen Schulleiters war und von diesem auch geführt wurde, berichtet. Leider kann ich nur aus dem Gedächtnis wiedergeben, was uns in der Schule darüber gelehrt worden und was davon in meiner Erinnerung hängen geblieben ist. Über den Verbleib der Schulchronik ist mir nichts bekannt, so dass ich davon ausgehen muss, dass sie in den Wirren der letzten Kriegshandlungen von 1945 oder während der Vertreibung der Horster Bewohner durch die Polen in den Jahren 1946/47 verloren gegangen ist. Ich möchte nachfolgend aber wiedergeben, was noch in meinem Gedächtnis vorhanden ist.

Zwischen den Dörfern Horst und Groß-Brüskow lag einst in dem dazwischen liegenden Waldgebiet (Staatsforst Stolp), etwa in der Gegend der Försterei Buchholz, ein Dorf mit Namen Jakobshagen, so berichtete es die Horster Schulchronik. Dass dieser Ort existiert haben muss, wurde durch Brunnenfunde in dem besagten Waldgebiet belegt. Als Schüler sind wir, unter Leitung unseres **Lehrers Bruno Schneider**, diesen alten Überlieferungen nachgegangen und haben auch die Brunnenreste gesucht und gefunden. Das Dorf Jakobshagen soll, wie viele andere Orte in der damaligen Zeit, von der Pest heimgesucht worden sein, die den größten Teil der Bewohnern dahintrug. (Aus der damaligen Zeit sind zwei Pestwellen bekannt. Die erste 1356, die zweite um 1450 herum, in der Stadt Stolp z.B. 1478): Die Toten von Jakobshagen sollen zur Erdbestattung mit Pferdekarren nach Groß-Brüskow gebracht und dort beerdigt worden sein. Auf halbem Wege dorthin, bei dem Dorf Dodow, das auf einer leichten Anhöhe liegt, soll man wegen der schlechten Wegeverhältnisse gelegentlich einen Toten verloren haben. Deshalb hieß Dodow bis in die letzte Zeit hinein im Volksmund "Doorebaach", also Totenberg.

Die wenigen Überlebenden von Jakobshagen aber verließen ihr Dorf und siedelten sich etwa zwei Kilometer weiter westlich auf einer Waldlichtung an, in deren Mitte sich ein Teich befand. Diese Waldlichtung soll damals schon den Namen Horst gehabt haben. Ob die Bezeichnung von einem vorhandenen Adlerhorst abgeleitet war, was möglich wäre, oder ob es sich dabei um die Bezeichnung einer runden Lichtung mitten im Wald gehandelt hat, konnte meines Wissens auch die Schulchronik nicht eindeutig klären. Dass aber das Dorf Horst hier seinen Ursprung hat, hier an dieser Stelle das erste Haus gebaut worden ist, belegt die Tatsache, dass die bis in unsere Zeit geltende Nummerierung der Häuser und Höfe von Horst hier begonnen ist, lag das Grundstück mit der Hausnummer eins. Es war bis zur Vertreibung der Hof des Landwirts **Wilhelm Albrecht**, und von hier ausgehend dürfte im Laufe der Zeit durch Rodungen das Dorf Horst und die dazugehörige Feldmark entstanden sein. Soweit meine Erinnerungen an die einstige Schulchronik.

Dieser Sage steht die Beschreibung des Bauerndorfes Horst entgegen, wie sie in dem Buch über den "Landkreis Stolp in Pommern" von PAGEL (1989) aufgezeichnet worden ist. Gestützt auf LIVONIUS (1935, 1938) schreibt er, dass Horst, sowie Gallenzin, Mützenow und Starkow deutsche Neusiedlungen waren und zum Kloster Belbuk gehörten.

War das Dorf Horst nun eine deutsche Neusiedlung, oder ist es von den überlebenden Einwohnern von Jakobshagen gegründet worden, wer weiß es? Vielleicht stimmt beides, indem zu den wenigen Überlebenden von Jakobshagen deutsche Neusiedler stießen und sie gemeinsam das Dorf Horst gründeten?

Horst war ein etwa einen Kilometer langes Winkelzeilendorf. Es hatte eine von Südost nach Nordwest durchgehende Dorfstraße mit leichten Windungen und eine teilweise parallel dazu verlaufende Nebenstraße. Die Parallelstraße zweigte gegenüber dem Bauernhof von **Ernst Höppner** ab und kam nach rund 400 m bei dem Bauernhof von **Franz Steinfeld** wieder an die

---

Hauptstraße heran. Beide Straßen waren mit Kopfsteinpflaster versehen. Zwei von der Dorfstraße abzweigende Seitenstraßen - "Alte Reihe" und "Neue Reihe" genannt - waren unbefestigte Straßen.

An den beiden befestigten Dorfstraßen lagen die Höfe vieler Bauern, die Schule, die Gastwirtschaft und die sonstigen Anwesen dicht aneinandergereiht, wogegen die Alte Reihe und in der Neuen Reihe oft größere Lücken, also freies Feld, zwischen den einzelnen Höfen vorhanden waren. Als weiter vom Dorf entfernt liegende Ausbauten seien hier noch Burwinkel und Horster Teich genannt.

Das allgemeine Dorfbild war sehr ansprechend, aufgeräumt und sauber, die einzelnen Anwesen meistens in gutem baulichen Zustand, so dass Horst allgemein das Image eines wohlhabenden Bauerndorfes besaß. Sauberkeit und Ordnung aber herrschten nicht nur auf den Höfen, sondern auch auf den Dorfstraßen. Es war eine Selbstverständlichkeit, dass sonnabends von den Anwohnern die Dorfstraße gekehrt und Bürgersteige und Rinnsteine von Gras und Unkraut freigehalten wurden.

Zum Dorf selbst sei noch zu sagen, dass es sechs Dorfteiche gab, von denen der Größte etwa 40 x 90 m maß. Dieser "Große Teich" war denn auch der Tummelplatz der Dorfjugend, im Sommer zum Schwimmen und Angeln (das gab's wirklich, solange er sauber war) und im Winter, sobald der Frost einsetzte und die Eisdecke tragfähig war, zum Rodeln und Schlittschuhlaufen. Auch Eishockey war ein beliebtes Spiel. Bis in den Abend hinein ging es dabei auf der Eisfläche lustig zu. Aber auch die anderen Teiche und das etwas außerhalb, hinter dem Hof von **Erwin Plath** (früher **Bonnin**) liegende "Vierke" wurden im Winter gerne zum Schlittschuhlaufen benutzt.

Das Dorf zählte nach der letzten Volkszählung von 1939 = 521 Einwohner. So ist es in dem Buch über den Landkreis Stolp vermerkt. Es war ein reines Bauerndorf mit vielen alteingesessenen Bauernfamilien. Ein Gut, wie in vielen anderen Dörfern, gab es in Horst nicht. Bis 1937 wurden die Bewohner von dem Dorfschulzen (so hieß es damals noch) **Reinhold Varsbotter** vertreten, der dann, der neuen Zeit des Nationalsozialismus entsprechend, von **Hans Hoffmeister** abgelöst wurde. Dieser führte dann die amtliche Bezeichnung "Bürgermeister". Vertreter der Bauern und damit **Ortsbauernführer** war **Franz Steinfeld**. Er versah nebenbei auch im Auftrag der **Jagdpächter Salomon** und **Zühlke** aus Stolp, die zuletzt gemeinsam die Horster Jagd gepachtet hatten, den Jagdbezirk.

Die Gemeinde gehörte zum Amtsbezirk Arnshagen und kirchlich zur evangelischen Kirchengemeinde Dünnow. Dort in Dünnow, drei Kilometer westlich von Horst, stand auch die gemeinsame Kirche, in der jeden Sonntag evangelischer Gottesdienst gehalten wurde. Die Einwohner von Horst waren meines Wissens alle evangelisch, Katholiken sind mir nicht bekannt. In Dünnow war auch der Friedhof der Kirchengemeinde, auf dem auch die Verstorbenen von Horst beerdigt wurden.

Zu der Kirchengemeinde gehörten außer Dünnow und Horst noch die Gemeinden Muddel mit Muddelstrand, Lindow und Saleske. Saleske hatte für die Gottesdienste jedoch eine eigene Kirche. Letzter Pastor der Kirchengemeinde war **Hans Schreiber**. Er hatte seinen Wohnsitz im Pfarrhaus in Dünnow. Nach Dünnow mussten auch die Horster Konfirmanden gehen. Der Konfirmandenunterricht für sie und die anderen Konfirmanden des Kirchspiels fand in der Dünnowener Schule statt.

Horst lag an der Chaussee (Kreisstraße), die von Stolp kommend über Groß-Brüskow und Friedrichsthal/Dodow nach Dünnow führte. Die Chaussee war, soweit sie nicht durch den Wald (Stolper Staatsforst) führte, beidseitig mit Obstbäumen bepflanzt und hatte an einer Seite einen an Kreisstraßen üblichen Sommerweg. Dieser war nur mit Kies befestigt und für die Pferdefuhrwerke gedacht. Der andere Teil der Chaussee trug Kopfsteinpflaster mit seitlichem Radfahrweg. Zu den Nachbardörfern Hohenstein, Arnshagen, Neudünnow und Starkow führten mehr oder weniger gut ausgebaute Landwege.

Mit der Bahn war Horst über die Bahnhöfe Arnshagen (ca. 3,5 km; Bahnstrecke Stolp-Stolpmünde) sowie über den Bahnhof Dünnow (Bahnstrecke Schlawe-Stolp) zu erreichen, wobei der Bahnhof Arnshagen für die Horster Vorrang im Personenverkehr hatte, denn er ermöglichte die einzige direkte Zugverbindung für Schüler und Pendler sowie für Einkaufsfahrten zur fünfzehn



Kilometer entfernten Kreisstadt Stolp (ca. 50.000 Einwohner). Der Bahnhof Dünnow wurde mehr für den landwirtschaftlichen Güterverkehr genutzt. Über diesen Bahnhof liefen fast alle Lieferungen von Gebrauchsgütern wie Kunstdünger, Kalk, Baustoffe, Kohlen, Brikett usw., welche die Bauern und "kleinen" Leute über die Raiffeisen-Genossenschaft der Spar- und Darlehnskasse Horst, bezogen. Für viele Bauern und Nebenerwerbslandwirte, soweit sie nicht Mitglied der Viehverwertungs-Genossenschaft - auch Stolper Verein genannt - waren, war der Bahnhof Dünnow auch der Umschlagplatz für ihr Schlachtvieh, das von privaten Händlern aufgekauft und dort verladen wurde. Bauern, die der Viehverwertungs-Genossenschaft, vertreten durch den Bauern **Albrecht** aus Hohenstein, angehörten, lieferten ihr Schlachtvieh zum Güterbahnhof Stolpmünde. Von dort ging es per Eisenbahn direkt nach Berlin.

Das geerntete Getreide, soweit es nicht als Futter für die eigene Viehhaltung benötigt wurde, lieferten die Bauern in das nur fünf Kilometer entfernte Stolpmünde, wo es in großen Kornsilos am Hafen für den späteren Schiffstransport gelagert wurde. Den Eigenbedarf an Futter- und Brotgetreide ließen die Bewohner in den Windmühlen von **Reinhold Plath** und **Hubert Völkner** mahlen. Die **Völknersche** Mühle stand an der Grenze der Feldmark Dünnow/Horst und gehörte schon zu Dünnow.

Als Kind war es für mich immer ein besonderes Erlebnis zur Mühle von **R. Plath** mitfahren zu dürfen - wir ließen nur dort mahlen, weil zwischen unseren Familien verwandtschaftliche Verhältnisse bestanden - und ich war jedes mal von dem Mechanismus fasziniert, wie über die sich drehenden Windmühlenflügel und viele hölzerne Zahnräder und Transmissionen die Mühlsteine, der Walzenstuhl (ein für besonders feines Weizenmehl geschaffenes Mahlwerk) und die sonstigen rotierenden Teile, bis zum automatischen Aufzug der Kornsäcke, in Bewegung gehalten wurden. Die Windmühle von **Richard Plath** war eine so genannte Bockmühle, die, sobald der Wind sich drehte, von Hand gegen den Wind gedreht werden musste. Die **Völknersche** Mühle hingegen war eine Holländer Mühle, deren Windmühlenflügel sich beim Drehen der Windrichtung automatisch gegen den Wind drehten. In den dreißiger Jahren schafften sich viele Bauern zum Schroten des Futtergetreides eigene Schrotmühlen an, so dass die gewerblichen Mühlen stark unter Arbeitsmangel zu leiden hatten.

Zur Aufteilung der Feldmark und zur Größe der landwirtschaftlichen Betriebe wäre folgendes zu sagen:

Von der gesamten Gemeindefläche entfielen etwa 50 % auf 16 Bauernhöfe, die zwischen 20 und 50 ha besaßen: **Reinhold Granzow** (21 ha), **Reinhold Groth** (21 ha), **Ernst Höppner** (40 ha), **Reinhold Höppner** (27 ha), **Franz Hoffmeister** (31 ha), **Friedrich Kunde** (21 ha), **Richard Kunde** (20 ha), **Hulda Plath** (24 ha), **Paul Schulz** (45 ha), **Willy Schulz** (49 ha), **Franz Steinfeld** (20 ha), **Friedrich Steinfeld** (25 ha), **Gerhard Steinfeld** (24 ha), **Otto Steinfeld** (47 ha), **Walter Steinfeld** (24 ha) und **Franz Voß** (34 ha). 40 % etwa entfielen auf 41 Vollerwerbshöfe mit ein bis zwei Pferden und Acker- und Wiesenflächen zwischen fünf und 20 ha, wovon man bei dem hochwertigen Ackerboden durchaus noch leben und existieren konnte.

Der Rest der Ländereien gehörte einer Vielzahl von kleineren Nebenerwerbslandwirten, die tagsüber einen handwerklichen Beruf ausübten (wie z.B. der Stellmacher **Herbert Zessin**) oder als Arbeiter ihr Geld verdienten und ihren Acker, meist ein bis drei Hektar, nach Feierabend bewirtschafteten, wobei sie mangels eigener Zugtiere Pferdegespanne bei den Bauern für die Feldbestellung ausleihen mussten. Im Gegenzug mussten die Familienangehörigen für die Gespannstellung Erntehilfe bei den Bauern leisten, für die Gespannüberlassung also abarbeiten. Dadurch hatten die Bauern gleichzeitig unendgeldliche Hilfskräfte in der Erntezeit. Es war quasi eine Art gegenseitiger Nachbarschaftshilfe.

Die gesamte Feldmark von Horst gehörte zum östlichen Ausläufer des entlang der Ostseeküste gelegenen "Rügenwalder Amtes" und hatte einen Ackerboden von hochwertiger Güteklasse. Er gehörte zu den höchsten im Landkreis Stolp. Es konnten alle Getreidearten wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und sonstige Feldfrüchte, z.B. Kartoffeln, Wruken, Rüben und Zuckerrüben, auch

---

Flachs, angebaut werden. Wiesen und Kleefelder lieferten das Heu für die Viehhaltung. Rinder- und Schweinezucht waren denn auch neben dem Getreideverkauf die Haupterwerbsquellen der Bauern. Und die kleinen Leute mit meist nur ein paar Morgen Land und Wiesen hinterm Haus, die die Landwirtschaft nebenbei betrieben, hatten aber zumindest auch ein bis zwei Kühe und einpaar Schweine im Stall, dazu das Federvieh, Hühner, Enten und Gänse, und waren damit Selbstversorger.

Die Milch wurde nach dem Melken in Zwanzigliter-Kannen gefüllt, die frühmorgens auf eine Milchbank gesetzt wurden, die am Straßenrand vor jedem Gehöft standen. Gegen sechs Uhr früh fuhren zwei Milchwagen die Dorfstraßen ab, sammelten die Milchkannen, die übrigens alle eine Nummer trugen, ein und fuhren sie zur Molkerei nach Stolpmünde. Die Milchfahrer waren zuletzt **Otto Pagel** (vorher **Fritz Albrecht**) und **Karl Duske** (vorher **Albert Braun** bzw. dessen Schwiegersohn **Fritz Bottin**). Die gummibereiften Milchwagen wurden von zwei Pferden gezogen. Gegen Mittag waren die Milchwagen dann wieder zurück und setzten die Kannen mit in der Molkerei entrahmten Milch, also der Magermilch, wieder auf den Milchbänken ab. Zweimal die Woche gab es für jeden auch frische Buttermilch und auf Bestellung brachten die Milchfahrer auch Butter von der Molkerei mit. Die Menge der abgelieferten Milch und der erhaltenen Butter wurden in einem Milcbuch vermerkt und am Monatsende mit der Molkerei abgerechnet. Die zurück gelieferte Magermilch war ein ideales Futter für die Schweine- und Kälbermast.

Die Schweinemast war neben der Milchwirtschaft denn auch eine der Haupteinnahmequellen, brachte sie doch, wie das monatlich von der Molkerei ausgezahlte Milchgeld das laufend benötigte Bargeld ein. Das Melken der Kühe und das Füttern der Schweine war in der Hauptsache Frauenarbeit, zumindest in den kleineren und mittleren landwirtschaftlichen Betrieben. Den Männern war das Füttern und Tränken der Kühe und Pferde, das Ausmisten der Ställe und die Feldarbeit vorbehalten. In der Erntezeit mussten allerdings auch die Frauen auf dem Feld mithelfen.

Zur Aufbesserung der für die Rinderhaltung benötigten Futtermittel erwarben Anfang der dreißiger Jahre viele Bauern und Kleinlandwirte Anteile an einer Wiesenbau-Genossenschaft, die bei Muddelstrand ein großes Sumpfgebiet trockengelegt und zu Wiesen kultiviert hatte. Es waren die so genannten "Planwiesen". Der lange, wohl fünf bis sechs Kilometer lange Weg dorthin wurde durch ungewöhnlich hohe Heuerträge, die die Wiesen einbrachten, mehr als ausgeglichen.

Brennmaterial, soweit es nicht als Kohle oder Brikett zugekauft und mit der Bahn von Westdeutschland angeliefert wurde, gab es genügend im eigenen Wald, den viele Bauern, einige mehr, die anderen weniger, besaßen; oder es wurde von der unmittelbar an Feldmark und Bauernwald angrenzenden Staatsforst über die Förstereien Buchholz und Scharfenstein reichlich angeboten. Von diesen beiden Förstereien wurden jährlich im Winter Holzauktionen veranstaltet, meist in der Gastwirtschaft **Dahlke** im benachbarten Friedrichsthal, wo jedermann sich mit dem benötigten Brennholz, aber auch mit Langholz zum Bauen oder Bretterschneiden eindecken konnte. Das mit Pferdefuhrwerken oder im Winter mit Pferdeschlitten nach Hause geholte Brennholz wurde im Frühjahr zersägt, gehackt und zum Trocknen in Finnen, das waren hohe runde Holzstapel, aufgeschichtet, bis es im Herbst als Wintervorrat in den Holzschuppen kam. Landholz ließ man in den Sägewerken auf dem Silberberg bei Mützenow oder in Stolpmünde zu Brettern schneiden.

Wer Anteile am Groß-Bruskower oder Birkower Torfmoor besaß oder sich dort ein Jahres-Stechrecht kaufte, konnte seinen Bedarf an Brennmaterial dort auch durch Torfstechen, das übrigens eine sehr mühevollen Arbeit war. War der gestochene und während des Trocknungsprozesses mehrfach umgesetzte Torf dann trocken, sah man die beladenen Torfwagen, meist lang gemachte Leiterwagen, von Groß-Bruskow kommend den Stadtberg herab ins Dorf fahren. Die mit dem Auf- und Abladen beschäftigten Leute sahen abends aus wie Neger, so staubig war die Angelegenheit. Torf war vor allem für die Kachelöfen, die es in jedem Haus gab, aber auch für die Futterküche zum Kochen der Schweinekartoffeln, ein ausgezeichnetes und billiges, allerdings sehr arbeitsaufwendiges Brennmaterial. Weil der Torf aber soviel Staub verursachte, wandten sich viele davon ab und bevorzugten zum Heizen und Kochen nur noch Holz, Brikett und Kohlen.

Ich habe bis jetzt hauptsächlich von den Bauern und von der Landwirtschaft berichtet. Es lässt sich aber auch über viele andere Dinge, die unser Dorf betreffen, etwas sagen. Da war z. B. die Gastwirtschaft von **Franz Walter**, lange Zeit von "**Tante Ella**", einer Schwester von ihm, geführt. Durch sie blieb der Name auch später erhalten, als **Franz Walter** selber die Leitung übernahm. Man ging auch weiterhin zu "**Tante Ella**". **Franz Walter** baute sehr bald einen großen, attraktiven Saal mit Bühne an die Gastwirtschaft an und von da an war die Gastwirtschaft nicht nur Treffpunkt und Stammtisch für einige Leute, sondern Begegnungsstätte und Festsaal für Dorf- und Vereinsfeste, Erntefeste, Hochzeiten und öffentliche Tanzveranstaltungen. Auch Filmvorführungen fanden statt. In Horst bei "Tante Ella" war jedenfalls immer was los.

Zu der Gastwirtschaft gehörte auch ein Lebensmittelladen, Kolonialwarenladen sagte man damals, man sollte ihn aber besser als Gemischtwarenladen bezeichnen, denn weil es im Dorf die einzige Einkaufsmöglichkeit war, war das Angebot entsprechend breit gestreut. Über Zucker, Salz, Senf und Priem (Kautabak), Salzheringe, Heftpflaster, Schnürsenkel und Petroleum war eigentlich alles zu haben. Spezielle oder größere Einkäufe machten die Dorfbewohner jedoch im nahe gelegenen Stolpmünde, das mit dem Fahrrad über Hohenstein in einer halben Stunde zu erreichen war, oder sie fuhren gelegentlich auch in die Kreisstadt Stolp. Manche nutzten die Markttag aus, indem sie gleichzeitig Geflügel, Eier, Obst und andere marktübliche landwirtschaftliche Produkte zum Verkauf mitnahmen und mit dem Erlös dann in der Stadt die notwendigen Einkäufe tätigten. Andere, insbesondere die "kleinen Leute" sammelten im Wald Pilze und Beeren und boten diese begehrten Früchte dann auf dem Markt in Stolp oder Stolpmünde an und verdienten sich so ein kleines Zubrot. Pilze, insbesondere Pfifferlinge und Steinpilze fand man genug im Wald, wenn man die Stellen kannte, und Blaubeeren und Brombeeren, zum Teil auch Preiselbeeren, konnte man ebenfalls im nahen Wald sammeln.

Eier mussten die Bewohner nicht unbedingt zum Markt bringen. Seit Mitte der dreißiger Jahre gab es eine Eiersammelstelle bei dem Landwirt **Erich Walter**. Dort war jede Woche einmal Abliefertag. Für diese Einrichtung waren besonders die für die Hühnerhaltung zuständigen Hausfrauen sehr dankbar, denn sie hatten es fortan leichter die Eier los zu werden, was nicht zuletzt ihrer Haushaltskasse zu Gute kam.

Mit frischen Seefischen wurden die Horster reichlich versorgt. Zweimal die Woche kam ein ambulanter Fischhändler, anfangs zu Fuß mit einer Schiebkarre, später mit einem Motorrad mit Anhänger ins Dorf und bot die frischen, morgens in Stolpmünde angelandeten Flundern, Dorsch und anderen Seefische an. Zu einer gewissen Jahreszeit, es war wohl im Frühjahr bis Anfang Sommer, kamen Fischer aus Vietzkerstrand, das war ein Fischerdorf am Vietsker-See, etwa 15 km entfernt, zu Fuß mit Stroh geflochtenen Lieschen (längliche korbartige Tragebehälter) über die Schultern gehängt und boten Stint an. Das war ein kleiner Lachsfisch, drei bis fünf Zentimeter lang, den es nur im Vietzker-See gab. Zehn Pfennige kostete das Pfund. Er wurde fein gesäubert und meist sauer eingekocht, auch in Aspik und schmeckte sehr gut.

Auch ein Bäcker, namens **Prokaka** aus Überlauf, kam einmal die Woche mit einem Pferdewagen ins Dorf und bot seine Backwaren an. In Horst selbst gab es keine Bäckerei. Sie hätte sich auch sicher nicht rentiert, denn Backwaren, ob Brot, Weißbrot oder Kuchen wurde in fast jedem Haushalt selbst gebacken. Zu jedem Hof gehörte auch ein Backhaus. Es stand meistens irgendwo im Obstgarten, ein Stück von den anderen Gebäuden entfernt, wohl der Feuergefahr wegen und hatte einen geräumigen aus Ziegel- oder Schamottsteinen gemauerten Backofen. Das Backhaus war meistens so groß, dass es auch als Werkstatt mit Hobelbank, Schraubstock usw. genutzt werden konnte; denn Reparaturen führte möglichst jeder Bauer selber aus, wenn es irgend möglich war. Vor allem in den Wintermonaten war es ein warmer Arbeitsplatz.

Im Abstand von etwa 14 Tagen backte jede Familie ihr eigenes Brot aus Roggenmehl und Sauerteig. Der in einem Backtrog geknetete und zum "Gehen" warm gestellte Teig wurde zu Brotlaiben geformt, im Backhaus auf ein Gerstelbrett gelegt und in den noch mit Holzkohlenglut gefüllten Backofen geschoben. Dazu wurde die Glut ein wenig auseinander geschoben, so dass das Gerstelbrett mit den geformten Brotlaiben (etwa fünf Stück) dazwischen passte. Die Gluthitze

---

bewirkte ein gewisses Vorbacken, wobei sich auf der Oberschicht der Brotlaibe braune Bläschen bildeten. Nun wurde das Gerstebrett herausgezogen, die Brotlaibe gedreht und wieder herein geschoben, damit auch die andere Seite gegerstelt wurde. Nun wurden die gegerstelten Brotlaibe zunächst in ein Regal gelegt, bis alle Brote gegerstelt waren und oben mit einem scharfen Messer mehrfach eingeritzt. Das Gersteln sollte dem Brot einen besonders feinen Geschmack geben. Jetzt wurde die Glut aus dem Ofen geräumt und die Staub- und Aschenreste mit einer wassergetränkten Patsche ausgewischt und die gegerstelten Brotlaibe in den heißen Backofen geschoben. Nach einer etwa einstündigen Backzeit, wenn die Brote schön braun und knusprig waren, wurden sie herausgeholt und nach dem Abkühlen in ein Regal im Kartoffelkeller gelegt, wo sie sich am längsten frisch hielten.

Zu den Festtagen und zu den Familienfeiern backte man natürlich auch den Weizenstuten und den Kuchen selbst und zu Weihnachten das ausgestochene Weihnachtsgebäck, kurz Gebäcksel genannt, in allen Variationen, und natürlich auf großen Blechen den obligatorischen Pfefferkuchen mit Mandeln oder mit Schokolade- oder Zuckergußüberzug. Wenn Backtag war, verbreitete sich immer ein wunderschöner Duft in Haus und Hof bis hin in die Nachbarschaft. Geheizt wurden die Backöfen grundsätzlich mit Holz, meist Buchenholz von armdicken Zweigen, das man extra für diesen Zweck billig in der Staatsforst kaufen konnte. Auch Scheitholz von Kiefern oder Stubbenholz war als Brennmaterial geschätzt. Ein Gemeinschaftsbackhaus, wie in vielen anderen Dörfern üblich, kannte man bei uns nicht.

Nachtragen muss ich noch, dass der Backofen auch für die damals übliche Flachsverarbeitung wichtig war, denn es wurde in fast allen Haushalten noch gesponnen und gewebt. Um die beliebten Leinenstoffe herstellen zu können (Spinnräder und Webstuhl hatte fast jeder Haushalt), wurde Flachs angebaut, der nach der Ernte geriffelt (gereppelt), das heißt von den Leinensamenkapseln befreit und zum "Faulen" wieder aufs Feld gelegt wurde. Nachdem die Flachshalme, in denen ja die Faser steckt, durch Einwirken von Regen und Sonne mürbe geworden waren, wurden sie hereingeholt und nach einem Backtag in den noch warmen Backofen gestellt. Durch die Wärme wurden die Flachshalme spröde und beim anschließenden abendlichen Flachsbraken sprang die spröde verwitterte Schale ab und legte die Flachsfaser frei. Die Flachsbrake war ein Holzgestell mit einer auf und ab beweglichen Lade. Durch weitere Bearbeitung, Schwingen nannte man das, wurden schließlich die letzten Schalenreste entfernt. Die ganze Prozedur, vom Einsetzen des Flachses in den Backofen bis zum Schwingen war eine staubige Angelegenheit. Sie wurde meist abends bei Laternenlicht im Backhaus in Nachbarschaftshilfe ausgeführt. Dabei machte zur Stärkung der trockenen Kehlen die Schnapsflasche so manche Runde. Auch ein deftiges Abendessen folgte danach. Das Klappern der Flachsbraken konnte man im Dorf an stillen Spätherbstabenden weithin hören.

In den ersten Wintermonaten wurde der Flachs dann gesponnen. Spinnen und Weben waren weit verbreitete Frauentätigkeiten, an denen auch die Töchter und Mägde beteiligt wurden. Die gewebten Enden kamen im Frühjahr auf das frische Grün einer Wiese gelegt und mussten hier bleichen bevor sie bis zum Gebrauch in eine Truhe wanderten.

Selbstgewebte Stoffe, Handtücher, Tischdecken und Bettwäsche gehörten zur Aussteuer der Töchter und da Geld knapp war, webte man diese Aussteuer weitgehend selbst. Ältere Leute schätzen sich heute noch glücklich, wenn sie trotz Verlustes ihrer früheren Habe durch die Vertreibung, noch ein gerettetes Gerstenkornhandbuch oder eine damals selbst gewebte Tischdecke ihr Eigen nennen können. Außer Leinenwäsche wurden auch Leinenstoffe für Arbeitskleidung selbst gewebt.

Zu den jährlich wiederkehrenden besonderen Tätigkeiten, die der Selbstversorgung der Dorfbewohner dienten, muss auch die Hausschlachtung erwähnt werden. Das gehörte einfach zu jedem Haushalt dazu. Eine direkte Fleischerei gab es im Dorf nicht. Wohl bot vor dem Krieg Ewald Plath, der Fleischer gelernt hatte, schon mal Frischfleisch an. Geschlachtet wurde im allgemeinen im November/Dezember oder vor Ende des Winters, jedenfalls in der kalten Jahreszeit. Je nach Haushaltgröße mussten ein bis zwei Schweine ihr Leben lassen, manchmal auch ein Kalb oder eine

Kuh, die sich dann aber meistens mehrere Haushalte teilten. Bei vielen besorgte Ewald Plath, der gelernte Fleischer, das Hausschlachten. Es gab aber auch einige andere Personen, die das nebenbei machten.

Der Schlachttag selbst war ein besonderer Tag. Es gab viel zu bedenken und viel zu tun. Es mussten Unmengen kochenden Wassers zum Abbrühen der Schweine bereitgehalten werden. Das Blut musste aufgefangen werden, weil es für die beliebte Blutwurst gebraucht wurde und das Verarbeiten der Innereien und sonstigen nicht so wertvollen Fleischteile zu Leberwurst, Lungwurst (wohl nur in Pommern bekannt) und vor allem Fleischwurst (heute sagt man Mettwurst) dauerte meistens zwei Tage.

Wenn Rindfleisch zur Verfügung stand, wurde auch Salami mit vielen Speckwürfeln gemacht. Zu allen Wurstsorten verbrauchte man natürlich die angefallenen Därme der geschlachteten Tiere, nachdem sie vorher schön sauber gemacht worden waren. Wenn sie nicht reichten, wurden auch Därme zugekauft. Dann war das Schmalz auszubraten (es wurde in Steingutpföfen aufbewahrt), wobei die Grieben und das Griebenschmalz besonders beliebt waren. Aus Kopf und Pfoten der Schweine wurde Sülze gekocht, Presskopf nannten wir es. Die Schinken und Speckseiten schließlich wurden mit viel Salz in große Holzkübel gelegt, also eingepökelt, bis sie später in die Räucherammer gegangen und durch langsames Räuchern für den späteren Verbrauch haltbar gemacht wurden. Was nicht zu Wurst und Rauchfleisch gebraucht wurde, kam in kleine Stücke zerteilt auch in Salz eingepökelt und wurde später nach und nach als Pökelfleisch für die Mahlzeiten verbraucht. Eingepökelt hielt sich das Fleisch über mehrere Monate in der Salzlake. Tiefkühltruhen gab es noch nicht, deshalb war auch die Haltbarmachung der Fleischvorräte über längere Zeit hinweg so schwierig.

Ein besonderer Festtag war es immer, wenn die erste Fleischwurst aus der Räucherammer geholt und angeschnitten wurde. Beim Schreiben dieser Zeilen spüre ich heute noch den Duft des frischen Rauches in meiner Nase. Das gab es eben nur in der pommerschen Heimat.

Etwas ganz besonderes war auch das Gänse Schlachten, das allgemein im November besorgt wurde. Die Gänse wurden vorher in einem Bach oder Teich gebadet, damit die Federn schön sauber waren, weil man die für die Betten gebrauchte. Beim Schlachten wurde das Gänseblut in einer Schüssel aufgefangen und später daraus das nur in Pommern bekannte "Schwarzsaure" gekocht. Manche gaben alles dafür. Das Rupfen der Gänse besorgten im allgemeinen einige Frauen in Nachbarschaftshilfe. Sie saßen dazu in einer Stube im Rund, jede eine tote Gans auf dem Schoß und rupften um die Wette die Federn, die nach Daunen und den größeren Schleiße Federn getrennt in Inletts gesteckt und nach einem Backtag zum Trocknen in den noch warmen Backofen geschoben wurden. Die Schleiße Federn wurden später, meist auch in Nachbarschaftshilfe geschliffen und zu Kissenfüllungen verwendet. Die Daunen aber sammelte man Jahr für Jahr für die Aussteuerbetten der Töchter.

Die Gänsebrüste und Keulen wurden, soweit die geschlachteten Gänse nicht für den Verkauf bestimmt waren, in Steintöpfe eingesalzen und später zum Räuchern in die Räucherammer gegangen. Die geräucherte Gänsebrust, Spickbrust genannt, war eine besondere Spezialität in Pommern und ein Exportartikel in alle Welt. In Rügenwalde beispielsweise lebte eine ganze Fleischwarenindustrie davon. Auch heute noch gibt es vor Weihnachten hier in Feinkostgeschäften geräucherte Gänsebrust zu kaufen. Eine weitere Spezialität war das pommersche Gänseflum. Es wurde aus dem Gänseflomen auf rohem Wege mit Zwiebeln, Majoran, Thymian, Salz und ein paar anderen Zutaten hergestellt und schmeckte hervorragend. Ich kenne viele Pommern, die auch heute noch Gänseflum nach altem pommerschem Rezept herstellen.

Noch etwas zu den anderen Berufszweigen, die in Horst ansässig waren. Gegenüber der vorher schon erwähnten Gastwirtschaft lag die Tischlerei der Brüder **William** und **Otto Walter**. Möbel- und Sargbau und alles, was die Dorfbewohner so brauchten, wurde hergestellt. Ab Mitte der dreißiger Jahre gab es dann noch eine weitere, kleinere Tischlerei von **Ewald Ziebell**. Dann war da die Schmiede von **Willi Musch**. Eine zweite Schmiede (Bonnin), oberhalb des großen Dorfteiches, in der wir als Kinder immer unsere Schlittschuhe schleifen ließen, existierte später nicht mehr.

Bei dem Schmied **Willi Musch** ließen wohl alle Bauern ihre Pferde beschlagen. Auch neue Ackerwagen kriegten hier, wenn der Stellmacher mit seiner Arbeit fertig war, den notwendigen Eisenbeschlag. Weil die Schmiede an meinem Schulweg lag, habe ich als Kind oft zugesehen, wenn einem Pferd die glühenden Hufeisen angepasst wurden und es so unheimlich dabei qualmte und nach verbranntem Horn roch, so dass ich meinte, es müsste dem Pferd weh tun. Später bin ich dann selber mit unseren beiden Pferden zum Hufbeschlag in dieser Schmiede gewesen.



v.l.n.r.: Lehrling Gerhard Zessin, drei Töchter des Schmiedemeisters Korth aus Mützenow und Walter Selke aus Stemnitz

Sehr wichtige Handwerker für die Dorfbewohner waren außerdem der Stellmacher **Herbert Zessin**, drei Herrenschnneider mit Namen **Ziebell**, Vater und Sohn und **Franz Voß**, zwei Schuhmacher, **Richard Ziebell** und **Paul Voll** und auch ein Sattler, alles Berufe, die gebraucht wurden und ihre Existenz hatten. Der Landwirt **Ernst Walter** betrieb neben seiner Landwirtschaft auch eine

Mehlhandlung. Auch ein Baugeschäft existierte im Dorf und war weit darüber hinaus bekannt. Es gehörte dem Baumeister **Gerhard Walter**, der es als Familienunternehmen hauptsächlich mit seinen Brüdern **Martin** und **Theodor**, sowie mit dem Schwager **Reinhold Papke** betrieb. Eine Poststelle gab es auch. Posthalter war **Ferdinand Neitzel**, der mit seinem Sohn auch die Briefzustellung besorgte. In der Poststelle war auch der öffentliche Fernsprecher.

Auf dem Hof von den Geschwistern **Wummel**, der später an eine Familie **Kanz** verpachtet war, hatte die Spar- und Darlehenskasse Horst ihre Geschäftsstelle. Rendant war **Karl Wummel**, der gleichzeitig auch die Raiffeisen-Genossenschaft, eine Einkaufsgenossenschaft der Bauern und Nebenerwerbslandwirte von Horst, Dünnow und Muddel, führte. Die Genossenschaft hatte zwischen den Höfen von **Ewald Plath** und **Reinhold Albrecht** auch ein Maschinen- und Lagerhaus. Magazinverwalter war **Franz Pagel**.

In der Mitte des Dorfes, neben der Kaisereiche, eine 1871 bei der Reichsgründung gepflanzte Eiche, stand das Spritzenhaus. Es beherbergte die Ausrüstung der freiwilligen Feuerwehr, die zuletzt aus einer Motorspritze mit dem dazugehörigen Löscherät bestand. Früher war es eine von Pferden gezogene Saug- und Druckpumpe, die mit der Muskelkraft von sechs bis acht starken Männern Löschwasser in den Brandherd spritzen konnte. Bei Großbränden aber, die es in den dreißiger Jahren mehrfach im Dorf gab, z.B. bei den Bauern **Richard Voß**, **Kurt Gums** (2x) und zuletzt auch Blitzschlag in das Stallgebäude von **Reinhold Granzow**, reichten diese einfachen Löscheräte natürlich nicht aus. Diese Brände wurden seinerzeit durch den modern ausgerüsteten Überlandlöschzug aus Stolp erfolgreich bekämpft. Als Löschwasserreservoir dienten die schon erwähnten Dorfteiche. Das Spritzenhaus beherbergte im übrigen auch zwei Gefangenzellen, die dem Bürgermeister und der Gendarmerie Stolpmünde unterstellt waren. Ob jemals jemand darin eingesperrt war, ist mir nicht bekannt. Man sieht in Horst war an alles gedacht; eine intakte in vielen Jahrhunderten gewachsenen Dorfgemeinschaft.

Schließlich sei hier auch noch von der Schule die Rede. Sie lag mitten im Dorf an der Hauptstraße. Das Schulgebäude beherbergte außer den Klassenräumen auch zwei Lehrerwohnungen. Eine größere für den Schulleiter und eine kleinere für den zweiten Lehrer. Zur Schule gehörte ein schön großer Schulhof für den Pausenaufenthalt, auf dem oftmals aber auch der Sportunterricht abgehalten wurde. Seitlich befand sich auch ein Wirtschaftsgebäude mit einem Glockenturm. Das Wirtschaftsgebäude stammte noch aus einer Zeit, als die Lehrer noch Schulland besaßen und nebenbei bewirtschafteten. Der Glockenturm darauf hatte mehrfache Bedeutung, einmal wurde die darin untergebrachte Glocke jeden Morgen um viertel vor acht, also vor Unterrichtsbeginn geläutet, und zum anderen war es die Feuerglocke, die bei Bränden und Katastrophen die freiwillige Feuerwehr und die Dorfbewohner mobilisieren sollte. Das morgendliche Läuten vor dem Unterricht besorgten die älteren Schüler.

Die Schule war eine mehrklassige Volksschule, in der die Schüler acht Unterrichtsjahre absolvierten, soweit sie nicht nach vier Jahren zu einer höheren Schule nach Stolp wechselten. Zwei Lehrer unterrichteten die Schüler, die nicht nur aus Horst mit den Ausbauten Horster-Teich, Burwinkel und anderen, sondern auch aus Neu-Dünnow, Dünnow-Abbau (Dickenort genannt) und Buchhorst (Försterei und Waldarbeiter-Siedlung die zu Groß-Brüskow gehörte), kamen.

Schulleiter wahr lange Jahre **Bruno Schneider**, der im Sommer 1934 nach einem Unfall und späterer Embolie verstarb, danach **Willi Pysall** und zuletzt **Paul Rotzin**, den ich nicht mehr kennengelernt habe. Die zweiten Lehrer haben öfters gewechselt, erwähnt seien hier die Lehrer **Zastrau** (mein erster Grundschullehrer) und Lehrer **Görs**. Schüler, die zu einer höheren Schule wechselten, mussten zum Bahnhof Arnshagen und von dort aus mit dem Zug nach Stolp fahren, was besonders im Winter, wenn die Straßen verschneit waren, sehr beschwerlich war.

Für die männlichen Schulabgänger wurde bis zum 16. Lebensjahr in den Wintermonaten ein Fortbildungsunterricht erteilt. Teilnehmen mussten alle Jungen, die nicht durch ein Lehrverhältnis ohnehin berufsschulpflichtig waren. Es betraf also die Jungen, die nach der Schulentlassung auf dem elterlichen Hof mitarbeiteten oder als landwirtschaftliche Helfer, man nannte sie damals

Knechte, bei einem Bauern dienten. Für den Jahrgang, dem ich angehörte, setzte unser Lehrer **Willi Pysall** den Unterricht auf freiwilliger Basis zwei weitere Jahre fort und vermittelte uns damit einen Bildungsstand, wie er auf Volksschulen sonst nicht zu erreichen war. Lehrer **Pysall** sei auf diesem Wege noch einmal für diese gute Tat gedankt, ich persönlich habe in meinem späteren Leben viel davon profitiert.



Hochzeit von Stellmacher Gerhard Zessin und Martha Duske in Horst im Jahr 1930

Nicht unerwähnt bleiben dürfen die Feste, die das Dorfleben bereicherten. Dabei waren insbesondere die großen Bauernhochzeiten und die Erntefeste von Bedeutung. Beides wurde groß gefeiert. Zu einer Bauernhochzeit waren meistens zwischen 80 und 150 Gäste geladen. Eingeladen wurde die ganze Verwandtschaft aus nah und fern, oft bis zweiten und dritten Grades, dazu die Nachbarn und Freunde. Und weil die bäuerlichen Familien oft kinderreich waren, kam schnell so eine große Hochzeitsgesellschaft zusammen. Ausrichter einer Hochzeit waren, wie es auch heute bei Familien, die sich Tradition bewahrt haben, üblich ist, die Brauteltern, die außer für diese Feier auch für die Aussteuer der Tochter zu sorgen hatten. Auch Möbel für den neuen Hausstand (meist Schlafzimmer und Küche) bekam die Tochter von zu Hause mit. Dafür hatten die Brauteltern schon lange Jahre vorher gespart.

Die Einladungen besorgte im Ort und in der näheren Umgebung ein Hochzeitsbitter. Mit Frack und Zylinder, einem buntem Strauß am Revers und einem mit bunten Bändern geschmückten Spazierstock wurde er einige Wochen vor der angesetzten Hochzeit zu den einzuladenden Hochzeitsgästen geschickt, denen er mit einem zünftigen Sprüchlein die Einladung zur Hochzeit überbrachte. Dafür erhielt er als Dank für die Einladung ein Geldstück in die Hand gedrückt und ein Schnäpschen oder auch mehrere waren ebenfalls fällig. Wenn nach zehn oder mehr überbrachten Einladungen das Sprüchlein nicht mehr so flüssig über die Lippen wollte, dann lag das nicht so sehr am gestressten Hochzeitsbitter, sondern wohl vielmehr an den diversen Körnchen, die er im Laufe des Tages schon zu sich genommen hatte. Es war eine schöne Sitte, voller Romantik und ich weiß heute noch, wie ich mich als Kind gefreut habe, wenn ein Hochzeitsbitter auf unseren Hof kam.

Die Hochzeiten fanden im allgemeinen an einem Freitag statt. Für die Feier wurde vorher geschlachtet und gebacken, es durfte an nichts fehlen; nur das Feinste war gerade gut genug, der



Hochzeitgesellschaft vorgesetzt zu werden. Auch für Getränke aller Art wurde reichlich gesorgt. Das war üblicherweise Sache des Bräutigams.



Hochzeitspaar Gerhard und Martha Zessin, geb. Duske 1930 in Horst

Um alle Gäste unterbringen zu können, wurden Tags zuvor die Zimmer ausgeräumt, mit langen Tafeln und Bänken bestellt, an denen die Hochzeitsgäste dann während der Mahlzeiten Platz nehmen konnten. Die Feierlichkeiten begannen schon am Tag vor der Hochzeit mit dem Polterabend, an dem sich insbesondere die Dorfjugend und die gleichaltrigen Freunde des Brautpaares beteiligten. Das Brautpaar hatte am Hochzeitsmorgen dann alle Mühen, den hinterlassenen Scherbenhaufen wegzuräumen. Das musste zeitig geschehen, es war ja Hochzeitsmorgen und die ersten Gäste ließen nicht lange auf sich warten. Jede ankommende Familie wurde mit Hornmusik empfangen, man nannte das "Einblasen". Als Dank dafür bekam die Musik ein Geldbetrag in ein Körbchen gelegt, wobei sie natürlich mit der Großzügigkeit der Geber rechneten.

---

Nun gab es für die Ankommenen erstmal ein reichhaltiges Frühstück und die ersten Kontakte mit den schon anwesenden Gästen und da die Meisten mit Kutschwagen angereist waren (Autos gab es zu der Zeit ja kaum auf dem Land), mussten natürlich auch die Pferde versorgt werden. So verging der Vormittag, immer wieder angereichert durch die Musik beim Einblasen der nacheinander eintreffenden Hochzeitsgäste. Gegen zwölf Uhr hieß es dann anspannen, die Kutschen besteigen und ab ging es in langer Kutschenreihe, wohl oft 15 bis 20 Stück, über die Dorfstraße und die Chaussee nach Dünnow zur Trauung in die Dünnow Kirche.

Danach, wenn die Hochzeitsgesellschaft zurück war und dem Brautpaar ihre Gratulation und die Geschenke überreicht hatten, folgte das große Festmenue mit vier bis fünf Gängen und reichlichen Getränken. Zwei bis drei Stunden dauerte das, bis dann schließlich zum Tanz gebeten wurde. Der fand, wenn möglich, auf dem freigemachten Kornspeicher, im Dorfsaal oder bei kleineren Hochzeiten auch in einer der Stuben des Hochzeitshauses oder bei Nachbarn statt. Bei flotter Musik wurde meist bis zum nächsten Morgen durchgetanzt. Zwischendurch ging es während der Pausen zum Kaffeetrinken mit vielen selbstgebackenen Torten und Kuchen und später zum Nachtmahl ins Hochzeitshaus, um sich zu stärken.

Erwähnen muss ich noch, dass es üblich war, dass abends Zuschauer das Hochzeitshaus oder den Tanzsaal aufsuchten und durch die Fenster das bunte Treiben beobachteten. Im allgemeinen war es die Dorfjugend, die sich dort traf. Das gehörte einfach zu einer Hochzeit dazu und wurde vom Brautpaar nicht nur toleriert sondern auch mit einigen Schnapsrunden belohnt.

Sonntags war Nachhochzeit, da mussten die Neuvermählten dann ihre Gäste bedienen. An dieser Nachfeier nahmen vor allem die teil, die während der Hochzeitsfeier in der Küche gearbeitet oder die Gäste bedient hatten, dazu vielleicht auch noch die engsten Freunde. Ja, Hochzeitsfeiern, die waren etwas ganz besonderes in der verlorenen Heimat.

Nun ja - und die jährlichen Erntefeste, das war wohl die größte festliche Begebenheit, weil das ganze Dorf daran beteiligt war. Auch die Schule machte mit, mit Gedichtvorträgen und Entliedern. Gefeierte wurde in der zweiten Augsthälfte, wenn die Getreideernte unter Dach und Fach war. Dazu wurde die Dorfstraße fein säuberlich gefegt, jeder Grashalm aus den Rinnsteinen entfernt und über die Straße festliche Girlanden mit Blumen und bunten Bändern gespannt. Nachmittags gab es einen großen Festumzug, dazu stellten die Bauern geschmückte Erntewagen zur Verfügung und die jungen Leute gingen in Fußgruppen, die Männer in weißen Hosen mit geschmückten Sensen und Forken über die Schulter, als Schnitter, und die jungen Frauen und Mädchen in weißen Leinenkleidern, mit Blumen im Haar und mit bunten Bändern und Ähren geschmückten Harken über der Schulter als Binderinnen im Festzug mit. Vorweg natürlich eine vielköpfige Musikkapelle mit Pauke und flotter Hornmusik und auf dem ersten Erntewagen im Zug die Erntekrone der Dorfgemeinschaft.

Der Umzug endete schließlich auf dem Hof des Bauern, dem die Erntekrone des Jahres zugesprochen war. Darin wechselten sich von Jahr zu Jahr die größeren Bauern des Dorfes ab und es wurde als große Ehre betrachtet, die Erntekrone zu bekommen. In einem feierlichen Akt mit Ansprachen, Gedichten und Gesang wurde die Erntekrone schließlich überreicht, die dann für ein ganzes Jahr lang einen Ehrenplatz in der Diele des Bauernhauses bekam.

Nach dem Festakt versammelten sich alle Dorfbewohner zum Erntetanz im Saal von **Franz Walter**. Für den Bauern, der die Erntekrone bekommen hatte, war so ein Erntefest keine ganz billige Angelegenheit, denn es war üblich, dass er für alle Anwesenden im Saal für Freibier zu sorgen hatte und es wurde so manches Fass geleert. Natürlich bekam das Kronenbauernpaar dafür einen Ehrentanz.



Erntefest mit Umzug und Erntekronen in Pommern, Mützenow, 1932

Am Tag des Erntefestes war es auch üblich und jeder Bauer, ob er einen kleinen oder großen Hof hatte, hielt es für selbstverständlich, für seine Erntehelfer eine festliche Kaffeetafel und ein zünftiges Abendessen zu spendieren. Danach waren dann alle wieder beim Erntetanz im Saal, wo bei flotter Musik bis zum frühen Morgen durchgetanzt wurde. Soweit meine Erinnerungen an diese beiden Feste.

Natürlich wurde auch das Erntedankfest gefeiert. Es war eine rein kirchliche Feier am ersten Sonntag im Oktober und die Kirche war an diesen Tagen besonders voll besetzt, zumal gerade der Bauernstand damals noch besonders gläubig war. Man dachte an diesem Tag nicht mehr an die harte Arbeit, die das Erntejahr gebracht hatte, sondern dankte Gott für seine Güte, dass er für Gesundheit und Kraft gesorgt und durch Sonne und Regen geholfen hatte, die Ernte und damit das Brot für ein ganzes Jahr einzubringen.

Ich habe bisher hauptsächlich von den Dorfbewohnern und ihren Aktivitäten, von der Schule und den einzelnen Handwerksbetrieben berichtet. Wie aber lief so ein bäuerliches Jahr ab? Die allermeisten Bewohner von Horst waren ja Bauern und Landwirte oder hatten zumindest - auch wenn sie Handwerker und Arbeiter waren - durch eigenen Grundbesitz, selbst wenn er noch so klein war, mit Saat und Ernte zu tun.

Ich fange mal im Januar an. Eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Meist lag viel Schnee, so dass es auf den Feldern nichts zu tun gab. Dafür gab es in Haus und Hof, vor allem in den Viehställen immer Arbeit, unabhängig vom Wetter und von der Jahreszeit. Der erste Gang nach dem morgendlichen Ausstehen führte natürlich in den Pferdestall. Die Pferde bekamen ihr erstes Futter aus Häcksel und Hafer und wurden getränkt. Später mit Kartätsche und Striegel geputzt. Das Füttern und Tränken wiederholte sich mittags und abends, wobei sie abends noch mit einem Arm voll Heu "abgefüttert" wurden.

Hatten die Pferde ihr erstes Futter, dann ging es in den Kuhstall, damit auch die Kühe ihr erstes Futter, im Sommer frisches Gras, im Herbst und Winter gemahlene Wruken oder Rüben bekamen und natürlich Heu. Dann wurde gemolken, denn die Milch musste zeitig, in 20 l Kannen gefüllt, auf eine Milchbank an die Straße gesetzt werden, wo der Milchwagenfahrer die Kannen dann gegen 06:00 Uhr früh aufnahm und sie zur Molkerei nach Stolpmünde fuhr. Wenn nun gemolken war und

---

alle Tiere, auch die Schweine, zu fressen hatten, gab es Frühstück. Danach ging die Arbeit in den Ställen weiter. Pferde putzen, Kühe tränken, Ställe ausmisten, Schweinekartoffeln kochen, kleine Reparaturen ausführen, was eben so auf einen Bauernhof anfiel.



Erntefest in Pommern, Mützenow, Überreichung der Erntekrone von Martin Granzow an Fritz Vehlrow 1932

Das Füttern der Pferde, der Kühe und Schweine und das Melken wiederholten sich mittags und abends. Gingen die zur Fütterung benötigten Wruken oder Rüben zur Neige, mussten weitere aus der Erdmiete geholt werden, was sich bei starkem Frost sehr schwierig gestaltete. In den Wintermonaten Dezember / Januar wurde auch das im Sommer eingefahren und in der Scheune lagernde Getreide gedroschen. Sehr viel früher, als es noch keine Dreschmaschinen gab, war das Dreschen eine sehr Kräfte zehrende Arbeit, weil mit dem Dreschflügel gedroschen werden musste. Zu meiner Zeit hatte aber schon jeder Bauer eine Dreschmaschine, teilweise schon mit Selbstreinigung. Bei den meisten allerdings musste das Getreide nach dem Dreschen noch über eine Reinigungsmaschine gelassen und so von der Spreu getrennt werden, bevor es auf dem Kornspeicher bis zum Verkauf gelagert werden konnte. Das Dreschen dauerte oft viele Wochen lang und war eine sehr staubige Angelegenheit.

Noch ehe im Frühjahr die Feldarbeit begann, musste auch für den Brennholzvorrat gesorgt werden. Das übliche Brennmaterial war Holz, aber auch Brikett, Torf oder Kohlen wurden bevorratet. Durch die großen Wälder rings um das Dorf aber war Holz das wichtigste Brennmaterial zum Heizen und Kochen.

Sobald das Wetter es erlaubte, Frost und Schnee verschwunden waren, ging es hinaus aufs Feld. Da waren auf den Wiesen die Maulwurfshaufen zu verteilen, die Wiesen mit Wiesenegge zu bearbeiten, damit Luft an die Wurzeln der Gräser kam, zu düngen und von den Feldern die Steine abzusammeln. Dann musste der Stallung auf die Hackfruchtfelder gefahren, verstreut und untergepflügt werden. Und sobald das Land genügend abgetrocknet war, wurde das Sommergetreide (Hafer und Gerste) eingesät. Dazu musste das Land natürlich vorher mit Pflug, Kultivator und Egge gelockert und saarfertig gemacht werden. Als nächstes war dann das

Kartoffelpflanzen an der Reihe und als letzte Feldbestellung die Futterrüben mit einer Hand-Diepelmaschine aussähte oder mit der Hand Korn für Korn in die Acker "stippte", wurde der Wrukensamen im Frühjahr im Garten ausgesät und die Wrukenpflanzen dann Anfang Juni auf den gepflügten Acker Reihe an Reihe angepflanzt.

So gab es vom Frühjahr an, sobald der Schnee von den Feldern verschwunden war, kaum Zeit zu verweilen, denn schon im Juni nahte die Heuernte. Dazu wurden die Sensen geklopft, was man in der Zeit weit und breit hören konnte. Wenn auch schon überwiegend mit Mähmaschinen gemäht wurde, so brauchte man auch immer noch die gute alte Sense zum Rundmähen. Das nach mehrfachem Wenden getrocknete und in Haufen gesetzte Heu wurde schließlich mit langen Leiterwagen eingefahren und als Wintervorrat für Rinder und Pferde auf dem Heuboden über dem Kuhstall gelagert. Außer dem Wiesenheu wurde nach Bedarf auch Klee angebaut und als Kleeheu für die Rinderzucht verwendet.

Bevor die Getreideernte nahte, gab es noch viel auf den Hackfruchtfeldern zu tun. Rüben und Wruken mussten gehackt und die Kartoffeln gehäufelt werden. Und um "Jakobi" herum (26. Juli) war es meist soweit die Roggenernte konnte beginnen. Wenn auch zur Getreideernte meistens schon Mähmaschinen eingesetzt wurden (Flügelmaschinen oder Grasmäher mit Grabenabsetzvorrichtung, teilweise aber auch schon Bindemaschinen), so kam auch hier die Sense noch zur Geltung. Man brauchte sie zum Rundmähen, bevor die Mähmaschine eingesetzt werden konnte. An den Sensen wurde dazu ein Fangkorb

angebracht und eine Binderin band die durch den Fangkorb glatt abgelegten Halme dann in Garben. Ach beim mähen mit Flügelmaschinen und umgebauten Grasmähern waren die Binderinnen in ihren weisen Leinenkleidern unentbehrliche Erntehelfer. Nach der Roggenernte folgten nacheinander der Weizen, die Sommergerste, Hafer und Mengkorn. Die gebundenen Garben wurden schließlich paarweise mit 10 bis 11 Garbenpaaren in so genannten Hocken in langen Reihen auf dem Stoppelfeld zum trocknen aufgestellt. 8 bis 10 Tage blieben diese Hocken auf dem Feld stehen und wurden dann mit langen Leiterwagen in die Scheune eingefahren und dort bis zum Dreschen gelagert.

War die Getreideernte schließlich unter Dach und Fach, konnte Erntefest gefeiert werden. Wie es da zugeht, habe ich schon erwähnt. Aber damit war das Erntejahr noch nicht vorbei. Im September folgte die zweite Heuernte. Auch mit der Kartoffelernte begannen die Meisten schon Mitte September bis Anfang Oktober. Das Kartoffelsammeln wurde, weil es überwiegend Handarbeit war, vielfach in Nachbarschaftshilfe durchgeführt. Jeder Bauer hatte da so seine festgelegten Tage, die vorher untereinander abgestimmt waren. Es gab auch schon Kartoffelrodemaschinen, sie wurden bei uns im Dorf aber wegen des schweren Bodens wenig eingesetzt.

Sobald die Kartoffelernte vorbei war und bevor Ende Oktober die Wruken- und Futterrübenerte einsetzte, bereiteten die Bauern ihre Felder für die Aussaat des Wintergetreides (Roggen und Weizen) vor und sähten es ein, und Ende Oktober / Anfang November wurden schließlich als letztes die Futterrüben und Wruken geerntet. Sie kamen in Erdmieten, wurden mit viel Stroh und Erde abgedeckt, damit der Frost ihnen nicht anhaben konnte, bis sie im Laufe des Winters nach und nach als Viehfutter Verwendung fanden.

Der Winter ließ nun nicht mehr lange auf sich warten. Oft gab es schon im November Frost und Schnee. Damit war das Arbeitsjahr auf den Feldern gelaufen. In der Vorweihnachtszeit wurde oft schon mit dem Dreschen des Getreides begonnen und das Schlachten der Gänse sowie das Schweineschlachten und das Wurstmachen für den Wintervorrat stand ebenfalls bevor. In dieser Zeit waren besonders die Hausfrauen sehr gefordert.

Nicht zu vergessen sei auch noch die Flachsverarbeitung, das Spinnen der Flachsfasern und schließlich die Hausweberei; alles Frauenarbeiten, die in den bäuerlichen Familien zur Winterbeschäftigung gehörten. So nahm die Arbeit auf dem Land ihren Lauf und wiederholte sich alljährlich.....

Was gab es noch für Besonderheiten? Sicherlich eine ganze Reihe. Erwähnen möchte ich die Scherenschleifer, die hin und wieder ins Dorf kamen und ihre Dienste anboten. So ein fahrbarer

---

Schleifstein soll sich heute noch im Klingmuseum in Solingen befinden. Auch die Lumpensammler waren früher bei uns ein gewohntes Bild, wenn sie mit ihren Planwagen von Dorf zu Dorf fuhren und Altkleider und Lumpen gegen Porzellantassen oder ähnliches eintauschten. Nicht vergessen werden dürfen auch die Bärenführer. Es waren Zigeuner, die mit einem Tanzbären von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof zogen, den Bären tanzen ließen und dafür einen Obolus bekamen. Später in der Nazizeit wurde das verboten. - Schade - es gehörte in früherer Zeit einfach zum Leben auf dem Lande dazu.

Die landschaftliche Lage des Dorfes, nach Norden rund fünf Kilometer von der Ostsee entfernt und im Osten und Südosten an den mehrere Kilometer breiten Stolper Staatsforst mit den schon genannten Förstereien Buchhorst und Scharfenstein grenzend, war ideal. Die Feldmark, ausschließlich hochwertiger Ackerboden, wurde von mehreren von Ost nach West fließenden Bächen durchzogen, die ihre Quellen meist im östlichen Waldgebiet hatten. Da waren die Teichsbeek, die Kuhstallbeek und die kleine Beek mit einigen Zuflüssen, die sich letztlich am Rande der westlichen Feldmark in der "Kleinen Beeke" vereinigten und von Dünnow aus als Mühlenbach in den Muddelsee mündeten. Lediglich der "Waudi-Bach", er bildete die nördliche Grenze der Horster Feldmark und war gleichzeitig die Grenze zu den Feldmarken der Dörfer Arnshagen und Hohenstein, floss direkt zum Muddelsee. Der Muddelsee wiederum hatte über den Hinterrohrsee und die Potene Verbindung mit der Ostsee.

Entlang der Bäche befanden sich rechts und links meist fruchtbare Wiesenstreifen, die den Bauern jährlich zwei Heuernten erlaubten und nach dem zweiten Schnitt oft bis in den Oktober hinein noch als Viehweide dienten. Die Felder, Höhenlagen zwischen 18 und 25 Meter über NN, hatten einen hohen Grundwasserspiegel und waren daher alle mit Drainagerohren ausgestattet, von denen die Bäche selbst im Sommer ständig gespeist wurden.

In den Wiesen und Gräben gab es viele Frösche und dementsprechend waren auch viele Störche in den Sommermonaten zu sehen. Sie stolzierten hinter den Mähmaschinen her und machten reiche Beute in der Erntezeit. Entlang des Waldrandes waren auch Schlangen, sowohl Nattern als auch Kreuzottern, keine Seltenheit. Ob Schlangen oder Frösche, den Störchen war alles recht, denn sie hatten ein Nest voll hungriger Brut zu versorgen. Nur die Menschen hatten es nicht so gerne, wenn bei den Erntearbeiten plötzlich eine Ringelnatter oder gar Kreuzotter unter einem Heuhaufen oder einer Kornstiege auftauchte, was in Waldnähe des Öfteren vorkam.

Die Vogelwelt hatte im Dorf und in der Feldmark ein reines Paradies. Vom Frühjahr an, wenn die Stare ihre Nistkästen, die wohl in jedem Garten mehrfach hingen, bezogen und die Lerche trillert aus der grünen Saat gen Himmel stiegen und die Schwalben auf Insektenjagd durch die Lüfte schossen. Bis in den Herbst hinein, wenn Wildgänse und Kraniche mit heiserem Schrei wieder nach Süden flogen, war es ein einziges zwitschern, trillern und singen in der Natur.

Und das Wild - nun ja, wer kann sich nicht daran erinnern, an die Hasen und Rehe, die Hirsche, die Fasanen und Rebhühner? Wir wohnten knapp zweihundert Meter vom Waldrand entfernt und hatten fast täglich während der Abenddämmerung Gelegenheit ein Rudel Rehe beim Äsen zu beobachten. Hirsche sah man seltener, sie waren scheuer und man musste Glück haben, wenn man sie auf einer Waldlichtung äsen sehen wollte. Auch Wildschweine waren zum Verdruss der Bauern keine Seltenheit. Sie verursachten oft erhebliche Wildschäden, vor allem in Kartoffel- und Rübenfeldern. Fasanen kamen auch vor, vor allem aber Rebhühner gab es massig. In den Kleeefeldern bauten sie gerne ihre Nester und es ließ sich oft nicht vermeiden, wenn beim Kleemähen so ein Gelege unbeabsichtigt zerstört wurde.

Das Jagdrecht in der Feldmark war ab Mitte der dreißiger Jahre, ich sagte es schon an anderer Stelle an die Zahnärzte **Dr. Salomon** und **Dr. Zühlke** aus Stolp verpachtet, die ihrerseits den Ortsbauernführer **Franz Steinfeld** zu ihrem Jagdaufseher bestellt hatten. Bei dem vorhergehenden Jagdpächter fungierte der Bauer **Ernst Höppner** als Jagdaufseher. Trotz guten Wildbestandes aber war mit der Jagd kein Blumentopf zu gewinnen, wie man so sagt, weil die Pächter außer der Jagdpacht doch erhebliche Beiträge für Wildschäden aufwenden mussten. Deshalb konnten sich dieses kostspielige Hobby auch nur gutbetuchte Leute aus der Stadt leisten. Die Jagdpacht wurde

über die Gemeindekasse einmal im Jahr an die Landbesitzer entsprechend ihrem Hektar-Anteil an der Gesamtfeldmark ausgezahlt.

Gerne erinnere ich mich auch noch an die im Spätherbst oder Anfang Winter abgehaltenen Treibjagden, die ich in den letzten Jahren vor dem zweiten Weltkrieg als Treiber mitgemacht habe; nicht zuletzt schon wegen der Romantik, aber natürlich auch wegen der drei oder fünf Reichsmark, die es für die Treiber gab. Bei der Treibjagd wurden hauptsächlich Hasen, Rebhühner und Fasane zur Strecke gebracht. Ab und zu auch mal ein Fuchs, wenn er sich gerade außerhalb des schützenden Waldes befunden hatte und in den Treiberkessel geraten war.

Die Treibjagd fand übrigens nur auf der Feldmark, nicht im Walde statt. Dabei stellten sich die Treiber in einem mehrere hundert Meter großem Halbkreis auf, ihnen gegenüber die Jäger mit ihren Schrotflinten. Die Treiber scheuchten mit Klappern und Rasseln die Hasen aus ihren Verstecken auf und trieben sie den Jägern vor die Flinten. War ein Kessel durchgekämmt, ging es zum Nächsten. Zwischendurch gab es für Jäger und Treiber mal einen Korn zum Aufwärmen und während der Mittagspause eine kräftige Erbsensuppe, denn es herrschte bei den Treibjagden oft bitterer Frost und die Felder lagen meistens unter einer Schneedecke. Die erlegten Hasen wurden nach jedem "Kessel" eingesammelt, auf einen Leiterwagen oder Schlitten an den Läufen mit dem Kopf nach unten aufgehängt und am Abend, wenn das Halali geblasen war, in Reih und Glied vor den versammelten Jägern und Treibern ausgelegt und gezählt. Ich erinnere mich, dass bei einer Treibjagd oft bis zu 250 Hasen zur Strecke gebracht wurden. Den erfolgreichsten Jägern steckte der Jagdherr einen Bruch an den Hut. Die Jäger, oft bis zwanzig an der Zahl, waren meistens Jagdfreunde der Jagdpächter, die sich gegenseitig zu Treibjagden einluden, oder auch Hobbyjäger ohne eigenem Revier, die bei dieser Gelegenheit ihre Jagdleidenschaft nachgehen konnten.

Auch als Kinder fröhnten wir damals gerne unserer Jagdleidenschaft, allerdings nicht im Winter und auch nicht auf Hasen, sondern auf Maikäfer. Wer erinnert sich nicht gerne daran. Wenn man Ende Mai, bei Anbruch der Dämmerung, an den Rand eines Roggenfeldes ging, konnte man beobachten, wie die Maikäfer die Halme hoch gekrabbelt kamen und zum Flug ansetzten. Wir Kinder versuchten sie dann hier schon zu fangen. Mehr Erfolg hatten wir allerdings, wenn wir sie am nächsten Tag von den Bäumen schüttelte. Besonders auf Buchen saßen sie zu Hauf und fraßen die frischen Blätter. Es gab Jahre mit einer regelrechten Maikäferplage.

Die gefangenen Maikäfer setzten wir in einen mit frischen Buchenblättern ausgelegten Schuhkarton, eine Zigarrenkiste oder ähnliches, wo kleine Luftlöcher eingeschnitten wurden und freuten uns über das Gesumme und Gekrabbel darin. Je nach Aussehen des oberen Panzers bekamen sie den Namen Müller oder Schornsteinfeger. Dazu sangen wir das schon aus dem dreißigjährigen Krieg stammende Lied:

"Maikäfer flieg', der Vater ist im Krieg,

die Mutter ist im Pommerland,

Pommerland ist abgebrannt,

Maikäfer flieg'."

Wer hat damals schon den tiefen Sinn dieses Liedes verstanden und darüber nachgedacht, wie viel Leid des längsten Krieges aller Zeiten darin besungen wird? - Erst heute, nachdem Ostpommern - unsere angestammte Heimat - uns von den Polen weggenommen worden ist, können wir, die wir in Pommern geboren und aufgewachsen sind und denen dieses unvergessene, geliebte Land einst Heimat war, den tiefen Sinn dieses Liedes begreifen. Ein pommerscher Landmann, dessen Name mir leider entfallen ist, hat diesem alten Lied aus dem dreißigjährigen Krieg einige Zeilen hinzugefügt und es damit in die folgende, für heute zutreffende Form gebracht, der wohl nichts mehr hinzuzufügen ist:

"Maikäfer flieg',

der Vater ist im Krieg,

die Mutter ist im Pommerland,

Pommerland ist abgebrannt,

---

Maikäfer flieg'!

So sang ich's oft als kleines Kind  
gedankenlos, wie Kinder sind.  
Dann war ich selbst im Kriege,  
schritt mit von Sieg zu Siege,  
mein Weib und Kind in Pommernland,  
das doch so fest und sicher stand!

Und jetzt? Jetzt ist es abgebrannt.  
Der Pole steht im Pommernland.  
Ich wollt', das Lied wäre Lüge!  
Maikäfer fliege!

Ja, Pommernland ist abgebrannt! Auch unser Dorf, unser geliebtes Horst. Am 8.März 1945 besetzten russische Truppen das Dorf, raubten und plünderten es aus, vergewaltigten die Frauen, wenn sie einer habhaft wurden, plünderten die Häuser und verschleppten viel Bewohner. Den Russen folgten bald die Polen, die das Dorf im August 1945 in Besitz nahmen. Es begann für die Dorfbewohner ein Leidensweg ohne Gleichen, bis letztlich alle Bewohner von den Polen enteignet, aus ihren Häusern und von ihren Höfen vertrieben und unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe in die vier Besatzungszonen Deutschlands abgeschoben wurden.

Ich war zum Ende des Krieges als Soldat an der Westfront und danach bis 1948 in französischer Kriegsgefangenschaft und habe diese, für die Dorfbewohner so schreckliche Zeit nicht persönlich an Ort und Stelle miterlebt. Die Polen nennen unser Dorf Horst jetzt "Peplino" und was sie aus diesem einst so schönen, sauberen und reichen Bauerndorf seither gemacht haben, ist ein einziges Trauerspiel. Die Häuser und Höfe sind verfallen oder ganz abgerissen. Die einst so reich tragenden Felder schlecht bewirtschaftet, vielfach ganz brachliegend und verwildert und die einstigen deutschen Dorfbewohner in alle Winde verweht.



## Veddin – Erinnerungen an Hinterpommern (1942 – 1947)

von Jürgen Zessin, Bad Homburg

### Die Schule

Meine Erinnerungen beginnen im Jahr 1942 mit der Einschulung zu Ostern. Unterrichtsbeginn war erst im Herbst (Umstellung von Sütterlin auf Lateinschrift).

Der damalige Lehrer Henkel mit seinen Rohrstöcken, die er erst aus einem Schrank herausholte, wenn er sich nicht mehr anders zu helfen wusste, ist mir noch im Gedächtnis geblieben. Wir waren Ende 1944 etwa 60 Kinder von der ersten bis achten Klasse. In den ersten beiden Schuljahren verlief der Schulunterricht in zwei Klassenräumen, 1.-4. und 4.-8. Schuljahr. Die 1.-4. Klasse hatte wechselnde Lehrer bzw. Lehrerinnen. Ab der 3. Klasse, Herbst 1944, war öfters nur der Lehrer Henkel anwesend.

Mit der Belegung der Schulräume mit Verwundeten und den ersten Flüchtlingen aus der damaligen Provinz Reichsgau Westpreußen war ein geregelter Schulbetrieb nicht möglich. An die Flüchtlinge erinnere ich mich dadurch, dass ich meinen Onkel Walter, der wegen einer Sehnenverletzung nicht wehrtauglich war, eines späten Herbststages 1944 vom „Feld“ holen musste, damit er die Flüchtlinge abhole. Auf die Frage meiner Spielkameraden, was sind Flüchtlinge, gab ich zur Antwort: „Was zum essen“.

### Der Hof

Um die Verhältnisse auf unserem Hof zu erklären, muss ich ein wenig Familiengeschichte berichten.

Mein Vater Hermann war der älteste Sohn meines Großvaters Otto Zessin und meiner Großmutter Bertha (geb. Glende). Weitere neun Geschwister folgten ihm. Onkel Walter war unverheiratet und nach seiner Schwester Frieda der älteste Bruder. Auf dem Hof lebten zur Zeit meiner Einschulung ständig meine Eltern mit ihren vier Söhnen, Tante Gertrud (jüngste Tochter und neuntes Kind) mit ihren zwei Söhnen, Tante Liesbeth und der schon erwähnte Onkel Walter. Dazu kam der Pole Marjan als Knecht.

Die Großeltern wohnten im Haupthaus. Vom Flur aus ging es zur „Guten Stube“, der Küche, dem Keller und zum Dachgeschoß. In der Küche befanden sich eine Schrankwand, ein großer Herd und eine Handpumpe fürs Wasser. An dem Tisch quer vor dem Fenster wurde im Sommer meistens gegessen. Alle 14 Tage stand der Brotteig in der Küche. Von der Küche gelangte man in ein Zimmer mit Kachelofen, großem Tisch, Bett und Verbindungstür zur Guten Stube.

Im Winter bei großer Kälte verlagerten sich viele Arbeiten in das von der Küche aus erreichbare Zimmer. An einen Sattler, der das Pferdegeschirr in Ordnung brachte, erinnere ich mich noch. Da mein Großvater im ersten Weltkrieg war, hat er sich nicht nur um seinen Hof gekümmert, sondern war auch aktiv bei Genossenschaften. Die Elektrostromkosten wurden z.B. auch in diesem Zimmer abgeliefert.

Über der Küche, Zimmer und Guten Stube (mit einem Hindenburgbild) und dem Flur befand sich ein großes Zimmer mit Vorräumen. Zu diesen Räumen kam man vom Flur aus über eine verschaltete Holzterrasse. Die Tür zur Terrasse war abschließbar. Das Zimmer hatte einen Erker mit Fenster und unter diesem Fenster hatte Onkel Ewald seine heimische Schusterwerkstatt. Er lebte aber in Stolp als Schuster und kam nur dann auf den Hof, um im eingezäunten Vorgarten (Blumen, Flieder- und Birnbaum, Bienenstöcke) sich um seine Bienen zu kümmern. Zum Beruf des Schusters ist er wohl wegen seines verkürzten Beines gekommen, denn er musste spezielle Schuhe tragen. Bis Kriegsende hat Onkel Walter in diesem Zimmer übernachtet. Im Dachgeschoß war auch die Räucherammer. Neben der Räucherammer wurden Obst und Gemüse aufbewahrt. Die Möhren steckten in einem Kübel mit Sand.

---

An das als Fachwerkhaus gebaute Haupthaus schloss sich das Altenteil an. Dieser jüngere Bau war ein Backsteinbau mit Keller und ausgebautem Dachgeschoß in gleicher Höhe wie das Fachwerkhaus. Zu Tante Gertrud und ihren Kindern trat man durch die Tür linkerhand. Geradeaus führte eine weitere Tür in eine kleine Küche. Von der Küche aus kam man in eine kleine Vorratskammer und in ein Zimmer mit Kachelofen. Dies war der Bereich meiner Eltern.

Vom Flur aus über eine verschaltete Treppe gelangte man ins Dachgeschoß. Der erste Raum (über Flur, Küche und Vorratsraum) hatte an der Giebelseite zwei normale Fenster, die eng aneinander lagen, damit viel Licht auf die Hobelbank fiel. Diese Hobelbank war vor seinem Wegzug der Arbeitsplatz von Onkel Kurt, der in Birkow lebte und bereits 1943 gefallen ist. Eine Mauer mit breitem Durchgang trennte den Tischler-Raum vom Getreidespeicher. Von diesem Speicher gelangte man zu dem über dem Tischlerraum befindlichen Taubenschlag.

Im Erdgeschoss gelangte man durch den Flur in den Keller. Ein Teil des Kellers war normaler Kartoffelkeller. Im anderen Teil stand ein großer Kessel, der durch eine elektrische Kreiselpumpe bei Bedarf mit Wasser nachgefüllt wurde. Das meiste Wasser wurde im Kuh- und Schweinestall verbraucht. In unserer Küche und im Pferdestall waren weitere Wasserhähne. Der Hof meiner Großeltern war für mich groß, da die Tagelöhner vom Gutshof bzw. die „Siedler“ nur wenig Land und höchstens eine Kuh im Stall hatten. Unser Hof grenzte an die Tagelöhner-Siedlung vom 100-Hektar-Gut des Dorfes Veddin. Dieses Gut war aber nach dem 1. Weltkrieg von den ursprünglichen Besitzern aufgegeben worden. Die Nachfolger, eine Familie Ratzlaff, erhielt das verkleinerte Gut als Entschädigung für Verluste nach dem 1. Weltkrieg (Westpreußen).

Der eigentliche Ursprungshof unseres Hofes war flächenmäßig viermal so groß. Mein Urgroßvater erhielt von diesem Hof die Hälfte und teilte weiter an seine Söhne Paul und Otto. Die Ackerflächen, die Wiesen und der Wald wurden ebenfalls geteilt und lagen verstreut. Die weit entfernteste Wiese grenzte an die Nachbargemeinde Reblin. Die Gesamtfläche des Hofes betrug insgesamt etwa 16 ha (Lastenausgleich). Zu den Wohngebäuden des Hofes gab es im Karree eine Scheune mit integriertem Kuh- und Schweinestall, mit abgeteiltem Raum für den Dampfkessel (Kartoffeldämpfer). Die Kühe standen in einer Reihe, die 4 Boxen für die Schweine waren in Zweierboxen durch einen Gang getrennt und unterschiedlich groß. Unter dem Dampfkesselraum und einem Teil des Hofes war die Jauchegrube. Das Klo war auch darüber und vom Hof aus zugänglich.

Vor der Kuhreihe etwas erhöht (zwei, drei Stufen) war eine Fläche in der ein Trog für die Kühe eingelassen war. Wasserhahn aufgedreht und alle Kühe hatten Wasser. Von dieser Fläche kletterte man hoch zum Heu. Eine weitere Tür führte zu der an der Stirnseite der Scheune gelagerten Futterrüben und Wruggen. Diese Stirnseite zeigte in Richtung des eingezäunten Gemüsegartens (Omas Reich), Backhaus und Feldern. Die Bahnlinie Stolp – Rummelsburg – Neustettin zerschnitt den Feldbereich hinter dem Hof in Richtung der Bahnlinie Stolp – Stettin. Das Backhaus selbst wurde von beiden Höfen genutzt.

Die sechs Kühe meines Großvaters dienten der Milchwirtschaft, die Schweine wurden als Läufer gekauft und schlachtreif verkauft.

Rechtwinklig zur Scheune war ein älteres Stallgebäude mit großem Torbogen, an dem sich der Nachbartorbau mit Stallgebäude anschloss. Über den Ställen wurde Heu bzw. Getreide gelagert. Zwischen Scheune und dem alten Stallgebäude war der Abstand groß genug, um mit vollem Heuwagen bequem durchzufahren. Der Torbogen wurde nur zum Abstellen benutzt. In diesem Stallgebäude war der Hühnerstall, der Pferdestall mit Zugang zur Stube des Pferdekechts. Die Stube war nachträglich eingebaut und verkleinerte den anschließenden Schafstall. Zwischen Schafstall und Torbogen war ein weiterer kleiner Raum, der diente zum Ausbrüten von Hühner- oder Entenküken und den Enten als Nachtquartier. In dem

anschließenden Torbogen stand 1944/45 eine der Lastwagen mit Kettenantrieb, als eine Instandsetzungseinheit der Wehrmacht Station in Veddin machte.

Als Grenze zwischen den Höfen diente eine Kalksteinmauer von den Torbögen zum Fachwerkhaus. Unterbrochen wurde diese Mauer etwa in der Mitte und kurz vor dem Fachwerkbau durch eine Drahtmaschentür. Man konnte also durch den großen Maschendraht beobachten was auf dem Nachbarhof geschah und den Hofhund ärgern.

Im unteren Bereich des leicht abschüssigen Hofes befand sich der mit Kopfsteinen gepflasterte Mistplatz. Weitere Flächen, wie der Gehweg zwischen Vorgarten und Wohngebäude, waren auch mit Kopfsteinen gepflastert.

Aus dem Jahr 1944 im Sommer ist mir eine Situation in Erinnerung, die ich damals nicht verstand. Ein Mädchen entschuldigte sich bei einem älteren Mann, dass sie nicht mit dem Hitlergruß begrüßt hätte, der Mann beruhigte sie aber und sagte ihr, sie solle ihn wie gewohnt grüßen (20. Juli 1944).

### **Die Familie**

Mein Vater hatte eine Ausbildung zum landwirtschaftlichen Inspektor gemacht und hat bereits vor meiner Geburt als Buchhalter bei der Viehverwertungsgesellschaft gearbeitet. Er fuhr morgens vom Bahnhof Veddin nach Stolp und kam abends zurück. Eingezogen wurde mein Vater 1943/1944. Mit seinem jüngsten Bruder Erich hat er im Winter 1943/4 mit mir Lesen geübt, wo im Text der Name „Erich“ vorkam. Onkel Erich hat den Krieg überlebt. Seine erste Frau und zwei Kinder sind an Diphtherie 1945 gestorben. Um die erstgeborene Tochter Renate haben sich seine Schwiegereltern Scheil gekümmert. Die Erinnerungen an den Vater sind mit Spiele, Fahrten zur Ostsee( Stolpmünde) und Spaziergängen mit und ohne Handwagen verbunden. Meine Mutter ist selten mit nach Stolpmünde gefahren. Sie vertrug keine Sonnenstrahlen auf nackter Haut.

Die Großeltern mütterlicherseits lebten in Kublitz, an der Hauptstraße von Stolp nach Rummelsburg. Das zweigeschossige Haus gehörte der Reichsbahn und wurde von Reichsbahnern bewohnt. Mein Großvater war Heizer a.D. Sein Sohn, mein Pate Otto Villbrandt, war Schlosser bei der Reichsbahn, lebte mit Frau und Sohn im gleichen Haus. Meine Mutter besuchte mit uns Kindern 1944 öfters ihre Eltern. Die einzige befestigte Straße mit „Sommerweg“ von Veddin zu einem Nachbarort war dann unser Weg

Neben dem Bruder hatte meine Mutter noch eine kinderlose Schwester Anna, verheiratet mit Paul Arndt, auch Reichsbahner, die in Stolp in der Nähe des Bahnhofs in einem Mehrfamilienhaus wohnten, das bereits Bad und Toilette mit Wasserspülung hatte. Besuche fanden nur statt, wenn meine Mutter mit uns Kindern zum Arzt oder aus anderen Gründen Stolp aufsuchen musste. Einer dieser Anlässe war das Familienfoto mit unserem Vater in Uniform (1944).

Erinnerungen vom Jahr 1943 sind mir datierbar nicht bewusst. Ich kann daher auch nicht sagen, dass mein Onkel Willi (Wilhelm) 1943 gefallen ist. Von der Erinnerung her war er der erste Kriegstote von sechs Brüdern.

An das Jahr 1944 denke ich mit Schrecken. Kühe hüten! Fünf Kühe, eine blieb im Stall, musste ich auf die entfernteste Weide treiben. Der Weg dorthin war einfach, die Kühe wussten ja, wo es was zum Fressen gab. War eine Kuh aber satt und wollte zurück zum Stall, es aber noch nicht Zeit war, begann das Drama. Stock nicht in der Hand – Kuh von dannen! Und alle anderen hinterher.

### **Die Flucht 1945**

Die Nachricht, dass mein Vater vermisst wurde (26.06.1944, gest. am 05.10.1944 in Swerdlowka Krasny-Lutsch/UDSSR) war für mich nicht begreifbar, da wir in Veddin keinen Luftalarm oder andere Kriegseignisse unmittelbar kannten.

---

Mit den ersten Flüchtlingen und der Belegung der Klassenräume mit Kriegsverwundeten änderte sich das. Was die Feierlichkeiten am Kriegerdenkmal bei der Schule sollten, habe ich nicht begriffen. Zu Weihnachten 1944 kamen hintereinander zwei Weihnachtsmänner. Von dem Letzten bekam ich ein hölzernes Knattergerät geschenkt. Das sollte ein Maschinengewehr M42 darstellen. Anfang Januar 1945 wurde mir selbst bewusst, dass manches anders abläuft als im Winter davor. Onkel Walter musste nächtlichen Wachdienst machen und wurde Ende Januar, Anfang Februar zum Volkssturm eingezogen. Mein Großvater machte wieder mehr bäuerliche Arbeiten, der Pole Marjan war nicht mehr da und ein Kriegsgefangener aus der Ukraine neuer Knecht.

Eines Tages beim Schmied, ich war mit, sprachen die Erwachsenen von dem „Russen“ und später begriff ich, dass mein Großvater für den Fluchtwagen Bögen aus alten Radreifen bestellt hatte. Beim Backhaus wurden Löcher gegraben, Kisten kamen hinein, und ich wurde abends aus der Stube der Großeltern geschubst (Radio London).

Ende Februar/Anfang März war mein Onkel wieder da und der Fluchtwagen wurde bepackt. Ich fand den Wagen blöd und hätte lieber einen Schlitten gehabt. Es war kalt, Schnee lag noch genug da. Die Flucht war nicht nur gestattet, sondern wurde auch organisatorisch betreut.

Es waren viele Wagen, die aus Veddin in Richtung Kublitz losfuhren. In Kublitz angekommen, wunderte ich mich, dass wir nicht in Richtung Stolp fuhren und deshalb auch nicht am Reichsbahnerhaus vorbei kamen. Es ging in eine mir nicht bekannte Richtung. Wie viele Tage und Nächte wir unterwegs waren? Ich weiß es nicht. Es wurde laut. Es wurde geschossen. Es hieß: Am Revekol (ein mit Nadelbäumen bedeckter Hügelrücken, 115 m hoch) wird gekämpft. Es wurde dunkel, wir Kinder lagen im Planwagen. Als ich wach wurde, waren wir unterwegs und die Erwachsenen trugen weiße Armbinden und weiße Fahnen waren am Wagen. In der Ferne waren Rauchwolken zu sehen. Dieser Tag muss der 9. März gewesen sein. Aus den Gesprächen der Erwachsenen ergab sich, dass mein Großvater sich an ein Genossenschaftsmitglied erinnerte und er dort hin wollte.

Der Hof dieses Bauern lag abseits des Dorfes und wir gelangten unbehelligt dorthin. Wir wurden aufgenommen, obwohl noch andere dort Zuflucht gefunden hatten. Bei der ersten Mahlzeit stellte sich heraus, es waren sehr gläubige Menschen. Die Mahlzeiten wurden dann getrennt eingenommen. Am zweiten oder dritten Tag wurde Onkel Walter von einem russischen Soldaten kontrolliert, ob er Soldat war (Erkennungsmarke). Wie lange wir auf dem Hof waren, weiß ich nicht. Eines Tages hieß es: „Wir fahren nach Hause“.

Es wurde eine Skizze erstellt, wie man über Feldwegen zurück könnte. Wir fuhren los. In einem Ort mussten wir über die Hauptstraße. Zwei Soldaten auf Streife entdeckten uns und nach einigem hin und her ließen sie uns nach Erhalt von Uhren weiterziehen. Später begegneten wir einen Mann, der uns eine andere Skizze anfertigte, die uns um Stolp herum führte. Diese Strecke war länger und wir mussten einmal übernachten. Eine verlassene Wassermühle war unser Quartier. Am nächsten Morgen zogen wir weiter und wir kamen auf eine Anhöhe und sahen auf der Straße Stettin – Stolp Panjewägelchen an Panjewägelchen mit Soldaten in Richtung Stolp ziehen. Wir konnten unbehelligt die Straße queren und erreichten nachmittags Veddin.

### **Die Heimkehr**

Auf dem Hof hatte sich nichts verändert. Die Kühe standen gemolken im Stall, die Hühner scharrrten auf dem Hof. Tante Frieda war nicht geflüchtet und hatte die Tiere versorgt. Tante Frieda war die älteste Schwester meines Vaters. Sie war verheiratet mit Wilhelm Glende (nicht verwandt mit der Großmutter Bertha-Linie) und hatte sechs Kinder. Die Ältesten waren älter als ich. Der Glendehof war in der Nähe der Schule. Mehrere Höfe lagen zwischen dem Glendehof und dem Hof meines Großvaters.

Das Leben auf dem Hof ging wie gewohnt weiter. Erst nach und nach kamen Einschnitte. Zuerst ein Pferd weniger, dann die Hälfte der Kühe. Die Frühjahrsarbeiten auf den Feldern (Kartoffel setzen) wurden wie gewohnt durchgeführt. Das Getreide, meist Roggen, war ja schon im Herbst gesät worden.

Eine Erinnerung: Einquartierung von einem Spezialtrupp, fünf oder sechs Soldaten. Kein Alkohol, kein Bettzeug. Sie hielten sich alle im Zimmer von Tante Gertrud auf.

An eine Dorfversammlung abends am Transformatorenhaus kann ich mich auch noch erinnern. Ein Uniformierter las vor und ein Deutscher(?) übersetzte: „Alle Waffen sind abzuliefern. Bei wem noch eine Waffe gefunden wird, wird erschossen.“

Das Gut Ratzlaff wurde langsam zur Kommandantur ausgebaut. Äußerlich sichtbar an einem großen Holzbogen mit Inschrift, einer Schranke und einem Postenhäuschen. Auf der Seite des Postens, links in Richtung Gutshaus, eine größere Milchbank. Uns Jungens diente sie als Treffpunkt.

Im Mai/Juni kamen viele Planwagen ins Dorf. Es handelte sich um Ausgewiesene aus dem Küstenbereich, die dann weiter zogen. In diesen Tagen begannen auch die Rindertrecks nach Osten. Sammelstellen waren die zuständigen Kommandanturen (Mit einem dieser Trecks ist mein Schulbanknachbar bis nach Russland mitgezogen. Erst nach 1947 ist er zu seiner Mutter in Veddin zurückgekommen). Auf dem Hof blieben nach dieser Aktion zwei Kühe und ein Pferd. Onkel Walter musste sich täglich bei der Kommandantur melden und brachte nach der Arbeit Brot mit nach Hause. Deportationen fielen auch in diese Zeit. Zwei mir bekannte junge Frauen waren auch dabei (Beide sind nach 1947 zu ihren Familien nach Hartha, Kreis Döbeln in Sachsen und Zeit (Thüringen) entlassen worden.

An einem Sonntag im August wurde erlaubt, für jede Familie eine Fuhr Getreide einzufahren. Für die Erntewagen wurden zwei Pferde gebraucht und so musste man sich zusammantun, um so viel wie möglich einzufahren.

Im Sommer wurden viele krank. Außer meiner Großmutter und meinem Bruder Rüdiger waren alle auf dem Hof betroffen. Man sprach von Typhus-Verdacht. Onkel Walter musste ins Krankenhaus nach Stolp.

Auf Veranlassung der Kommandantur wurden großflächig nicht nur die Gutsflächen bestellt. Die Kartoffelfelder wurden von der Kommandantur nicht geerntet und so konnten viele Kartoffeln in die Keller gebracht werden. Wann 1945 die Stromversorgung intakt war, weiß ich nicht. Zum feineren Mehl mahlen wurden die Schrottmühlsteine aber schon 1945 umgemeißelt.

Ende März kamen die ersten Polen auf den Hof und besichtigten die Ställe und die Scheune. An einen Polen erinnere ich mich, da er wissen wollte, ob das alles Getreide sei, das in der Scheune lagere. Als ich dies bejahte, war der Pole weg. Wann danach der Pole kam, der sagte: „Ich Chef“, weiß ich nicht genau. Es war aber noch 1945. Er war schon etwas älter und sprach auch deutsch. Wie sich später ergab, war es der Onkel des Polen-Knechtes Marjan.

Von den Weihnachtstagen ist mir nur die Besorgung des Weihnachtsbaumes mit meiner Mutter in Erinnerung geblieben.

Im Februar 1946 wurden wir Kinder mitten in der Nacht geweckt und angezogen. Wir verließen den Hof und unsere Mutter bat bei der Familie Scheil um Unterkunft. Mein Bruder Rüdiger und ich wurden zum Schlafen bei der Nachbarsfamilie untergebracht. Auf dem Hof des Großvaters wohnten zu der Zeit nur noch die Großeltern, Onkel Walter, Tante Liesbeth und im Altenteil der Pole mit Frau und zwei Töchtern. Tante Gertrud mit ihren drei Söhnen wohnten auf einem anderen Hof. Als der Pole einen Hüttejungen brauchte kamen wir zurück und bekamen die „Gute Stube“ als Schlafquartier. Inzwischen stand nur eine Kuh im Stall. Das Pferd war an der Räude verendend und eine Kuh wurde für ein anderes Pferd eingetauscht.

---

Eines Tages gab es Ärger mit mehreren Polen, die mit unserem „Chef“ betrunken alle Schränke durchsuchten. Onkel Walter zeigte wohl zu sehr seinen Unmut und hielt einen Polen fest. Tante Gertrud ging dazwischen und Onkel Walter verließ den Hof. Bei Bekannten auf einer anderen Kommandantur, Kreis Schlawe, kam er unter. Zur Getreideernte wurde er vom Polen wieder aufgenommen.

Auf dem Nachbarhof war zu der Zeit ein Volksdeutscher mit Frau und Söhnen. Eines Tages wurde entdeckt, dass die Söhne Taubenfallen aufstellen. Unser Pole meldete dies der polnischen Miliz, damit „sein Taubenschlag“ nicht dezimiert wurde. Nach dieser Aktion zog die Familie weg. „Unser Pole“ hatte nicht nur Neffe Marjan sondern mindestens noch drei weitere Neffen. Der Älteste war Chef auf dem Hof, wo Tante Gertrud mit ihren Söhnen wohnte. Der Zweite hat im Frühjahr geheiratet und zog auf den Nachbarhof. Wo der Dritte lebte, ist mir unbekannt.

Im Herbst 1946 wurden große Fässer in die Scheune gebracht. Diese wurden gefüllt und blieben in der Scheune. Aus der Überdruckklappe des Dampfkessels kam ein Schlauch heraus. Ich fragte mich, was das soll. Eine Wodka-Brennerei war fertig. Von dem ersten warmen Fusel bekam auch ich etwas ab. Vorher wurde mir eingeschärft, erst Brot mit viel Butter zu essen. Mein Onkel Walter ist beinahe von der Leiter der Schrotmühle heruntergefallen.

Zu Pfingsten stellte ich fest, dass auch die Polen viel Birkengrün lieben aber noch mehr den flüssigen Geist aus der Flasche.

### **Die Zwangsumsiedlung**

Am 2. oder 3. Samstag im Juni 1947 hieß es dann, entweder polnische Staatsbürgerschaft annehmen oder Zwangsumsiedlung. Nach der ersten Aktion 1946 hatte man sich vorbereitet. Wir Kinder hatten Rucksäckchen aus Handtüchern, in denen Wäsche verstaut wurde. Mitnahme 30 kg pro Person. Am Sonntagmorgen standen Pferdewagen bereit, um ältere Personen, Gepäck und Kinder nach Stolp zu bringen. Wir wurden zu einem Schulgebäude gebracht und es wurde gefordert, Gruppen von 30 Personen zu bilden. Der Tag war heiß und es ging erst nachmittags nach Aufforderung zur „Zollabfertigung“. Onkel Walter hatte natürlich mehr als 30 kg zu tragen. Wir waren sieben Kinder und fünf Erwachsene und so ging alles gut. Nach den Formalitäten wurden wir in geschlossene Viehwaggons verfrachtet. Bald setzte sich der Zug in Bewegung. Die rechtsseitigen Waggontüren waren offen und eine Frau sagte: „Wenn ich auch die Heimat verliere, Deutsche will ich bleiben“.

Es gab mehrere Halte während der Bahnfahrt. Beim Halt auf dem Posener Bahnhof verteilten polnische Jugendliche Lebensmittel. Endstation der Reise war Prossen an der Elbe, ein Durchgangslager. Nach 14 Tagen wurden wir mit anderen Familien aus Veddin nach Hartha/Sachsen in ein weiteres Lager umquartiert. Die Stadt Hartha hatte nun die Aufgabe, uns Zimmer zu beschaffen. Meine schwangere Mutter, mein Onkel Walter und wir vier Brüder zogen in die Döbelner Str. 2 ein.

**Anschrift des Verfassers:** Jürgen Zessin, Schillerstr. 8, 61350 Bad Homburg

## Kindheit in Groß Machmin

Von **Karlheinz Zessin**, Berlin

**1934 – 1940:** Am 8. August 1930 hat die Stenotypistin Elisabeth Gaede, eine waschechte Berlinerin, den Gärtner Willy Zessin, einen waschechten Groß Machminer, in Berlin geheiratet. Das waren meine Eltern. Im Juni 1934 wurde ich in Berlin geboren, doch kaum war ich mit der Zunge auf diese böse Welt gezwungen worden, wurde ich sofort nach Hinterpommern, nach Groß Machmin, verschleppt, um dort den Großeltern und den vielen anderen Verwandten vorgeführt zu werden.



Karlheinz Z. auf dem Hof der Großeltern, im Hintergrund das Wohnhaus mit Pumpe, 1935

Und damit begann eine wunderbare Kindheit, zwar in den Jahren 1934 und 1935 noch aus der Hühnerperspektive, doch ab 1936 ging es an die Eroberung des Bauernhofs der Großeltern mit Wohnhaus, Scheune, Holzschuppen, Kühlkeller, Stall für Kühe, Schweine, Federvieh und die Pferde Liese und Lotte, Wirtschafts- und Gesindegebäude und den Misthaufen.

Wohlbehütet von meinen Großeltern Minna und Oskar Zessin war es immer ein großes Erlebnis, mit Oma in den Stall zum Melken zu gehen und auch selbst mal probeweise an den Zitzen zu ziehen. Doch am schönsten waren die Unternehmungen mit meinem Onkel Karl, der auch auf dem Hof lebte und arbeitete. Ich hatte keinen besseren und schöneren Onkel! Was der alles mit mir unternahm: Neben den Fahrten mit dem Kasten- oder Leiterwagen durch die Felder, durfte ich auch auf dem Pferd zur Schmiede reiten, Onkel Karl neben mir auf dem anderen Pferd, natürlich ohne Sattel.

Bei Fahrten mit dem Wagen durfte ich auch immer die Pferdeleine halten, z.B. wenn wir mit dem Jauchewagen aufs Feld fuhren.

Auch bei den Feldarbeiten war ich immer dabei: im Frühjahr beim Säen und Kartoffeln legen, im Sommer und Herbst bei der Ernte. Dabei war die Vesper am Nachmittag auf dem Feld immer ein besonderes Erlebnis, wenn Großmutter mit frisch geschmierten Broten, Obstsaft, Kaffee und Kuchen die hungrigen Feldarbeiter versorgte. Das Mittagessen wurde in der großen Küche des Wohnhauses eingenommen.

---

Die Kartoffelernte mit den im Kartoffelkrautfeuer gebackenen Kartoffeln machte besondere Freude, denn die heißen Kartoffeln schmeckten köstlich.

Eine besonders enge verwandtschaftliche Verbindung gab es zwischen dem Bauernhof Zessin und dem Anwesen von Bodtkes mit Hof und Zimmermannswerkstatt, das in der Nähe lag. (Siehe auch Skizze des Dorfes Groß Machmin, angefertigt von Günter Marx, im Familienbrief Nr. 9, S. 74.)

So war ich oft und gern bei Tante Lene und Onkel Erich, den Cousins Ernst, Rudolf, Heinrich, Joachim und den Cousinen Hilde, Gisela, Magda. Da war natürlich immer Trubel und Stimmung. Der Faulbach war ganz in der Nähe, eine Brücke führte darüber hinweg und gleich daneben war die seichte Badestelle.

Bei vielen Arbeiten auf dem Feld oder auf dem Hof war vor allem die Verwandtschaft aus Groß Machmin oder aus Stolp im Einsatz, die Tanten und Onkel sowie die älteren Cousins und Cousinen. Da kamen schon 15 bis 20 Leute zusammen.



Karlheinz Z. mit den Großeltern Minna und Oskar Zessin, 1937

Für uns Kinder gab es in Groß Machmin viel Auslauf. Neben dem großen Schlosspark lockte bei schönem Wetter der kräftig strömende Faulbach zum Baden und anderen Wasserspielen und Angelversuchen.

In der Familie Zessin wurde viel Musik gemacht. Großvater spielte Geige und Klarinette, Onkel Karl blies Trompete, mein Vater spielte Querflöte und gesungen wurde auch immer sehr viel. Am besten gefiel mir, wenn Großmutter das Pommernlied anstimmte.

An besonderen Tagen wurden auch Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung gemacht, z. B. nach Stolp und Stolpmünde mit Badefreuden in der Ostsee. In Stolp besuchten wir Tante Martha und Onkel Erich Ziesemer und die Cousinen Ursula und Ilse, wobei ich die beiden Mädchen öfter in Groß Machmin als in Stolp traf. Mein Onkel Ernst, der Werkzeugmacher war, nahm mich auch mal mit in die Fabrik in Stolp.

Aber das Zentrum meiner Kindheit blieb der Bauernhof der Großeltern in Groß Machmin. Dort erlebte ich auch zum ersten Mal, wie ein Huhn auf dem Holzklotz geschlachtet wurde und anschließend ohne Kopf über den Hof flog. Danach gab es „Gelbes Huhn“, ein wunderbares typisch pommersches Essen. Bis heute konnte mir kein Pommer das Rezept verraten, geschweige denn, dass man dieses Gericht kannte. (Anfrage an alle Zessins: Wer kennt das Gericht „Gelbes Huhn“?)





von links: Heini, Magda und Rudi Bodtke, Karheinz Z., 1939

Im Wirtschaftsgebäude war die Futterküche, wo in einem großen Kartoffeldämpfer die Schweinekartoffeln zubereitet wurden. Auch mir schmeckten diese Kartoffeln! Seither esse ich Pellkartoffeln nur noch mit Pelle. Nach der Zuckerrübenenernte wurde in einem großen Kessel Sirup gekocht. Nie seitdem habe ich so wunderbare Sirupstullen gegessen.

Mit Onkel Karl fuhr ich mit dem Pferdewagen oft zur Mühle an der Stolpe, wo wir Getreide hinbrachten und mit dem Mehl zurückkamen. Dann erlebte ich, wie meine Großmutter im Backhaus den Brotteig in einem großen Trog vorbereitete. Währenddessen war der Backofen mit Reisig und Holz angeheizt worden und die Brotlaibe wurden in den glühenden Ofen geschoben. Beim Nachlassen der Hitze kamen zum Schluss auch noch einige Blechkuchen in den Ofen. Meist waren das Streuselkuchen oder Obstkuchen, denn die Obstbäume in den Gärten rund um den Hof boten dafür eine gute Grundlage. Vor dem Stall zur Straße hin lag ein Garten mit Kirschbäumen, zwischen Wohn- und Backhaus wuchsen Apfel- und Birnbäume. Nur hinter der Scheune war kein Platz für Bäume, weil dort der Göpel stand, eine von Pferden bewegte Drehvorrichtung, die dem Antrieb von Maschinen, z.B. der Dreschmaschine, diente. Ich erlebte noch mit, wie der Wechsel von Pferdekraft zu Starkstrom erfolgte. Damit waren die beiden hübschen Pferde Liese und Lotte von dieser „Schwindel erregenden“ Aufgabe befreit.

Großereignisse auf dem Zessin-Hof waren die Hochzeiten mit jeweils ungefähr 50 Gästen. Da gab es Musik, Tanz und tolles Essen. Vorher wurde ein Schwein geschlachtet und daraus wurden lukullische Köstlichkeiten hergestellt. Bewusst habe ich die Hochzeiten von Margarete und Klara Zessin miterlebt. Wenn wir in die Kirche gingen, durfte ich oft die Glocken läuten, indem ich zappelnd am Seil hing.

Wenn ich heute auf diese Erlebnisse zurückschaue, entsteht der Eindruck, dass ich meine Kindheit ausschließlich in Groß Machmin zugebracht habe. Natürlich war ich Wochen, vielleicht Monate dort, und das im Frühling, Sommer, Herbst und Winter, aber es gab noch meine zweite Kindheit in Berlin. Hier hatte ich meine Spielgefährten, meinen Roller, die Rollschuhe, das Fahrrad und meine Buddelkastenfreundin Brigitte. So war meine Kindheit gespalten in Stadt und Land. Die Zeit hat in der Kindheit andere Dimensionen, sie ist länger und konzentrierter, bedingt durch die vielen Eindrücke und Erlebnisse. Man sagt, dass die ersten fünf bis sechs Lebensjahre der Menschen prägen. Da hätte für mich eine prächtige

---

Zukunft entstehen können, aber Faschismus und zweiter Weltkrieg machten das alles zunichte.

**1940 – 1946:** Zu Ostern, im April 1940, wurde ich in Berlin eingeschult. Das war der Beginn einer bewegten Schulzeit, in deren Verlauf ich zwölf Mal die Schule wechseln musste.

Mit Kriegsbeginn wurde mein Vater zum Luftnachrichtendienst eingezogen, wo er u.a. als Kraftfahrer tätig war. Im Jahr 1940 mussten meine Mutter und ich wegen der Luftangriffe Berlin verlassen. Wir wurden nach Steykowo bei Scharnikau im Wartheland evakuiert, wo mein Vater stationiert war. Obwohl mich meine Eltern von den Schlichkeiten des Lebens abzuschirmen versuchten, erlebte ich dort erstmals die grausame Schreckensherrschaft der deutschen Wehrmacht, als die Dorfbewohner ohne Vorankündigung auf dem Dorfplatz zusammen getrieben und auf Lastwagen abtransportiert wurden. Wahrscheinlich wurden sie im nächsten Wald ermordet, sie kamen jedenfalls nicht zurück.

Mitte 1941 reiste meine Mutter mit mir zurück nach Berlin, wo im September mein Bruder Michael geboren wurde.

Im Juni 1942 wurden wir erneut evakuiert, diesmal nach Bogenau, einem Dorf im Wartheland, 30 Kilometer von Posen und vier Kilometer von Obornik entfernt. Auch dort war mein Vater stationiert. Zunächst ging ich in Bogenau in die Dorfschule und ab September 1944 in die Hauptschule nach Obornik. Das war eine bewegte Zeit. In den Schulferien fuhren wir meist nach Groß Machmin, aber auch während der Schulzeit, denn ich ging auch kurze Zeit dort zu Lehrer Bruhnke in die Dorfschule. Nur selten fuhren wir nach Berlin.

In Groß Machmin waren alle erwachsenen Männer zur Wehrmacht einberufen worden, auch mein Onkel Karl, so dass nur seine junge Ehefrau, Tante Elisabeth, und die Großeltern den Hof bewirtschafteten. Daher war ein Fremdarbeiter aus der Ukraine namens Amissin als Knecht eingestellt worden. Er wohnte in einem Zimmer im Wirtschaftsgebäude und gehörte richtig zur Familie. Ich verstand mich gut mit ihm. Aber einmal gab es einen bösen Zwischenfall. Nach wie vor hielt ich mich gern und oft in der Futterküche auf. Eines Tages fühlte sich wohl Amissin dadurch gestört und warf mich aus dem Wirtschaftsgebäude hinaus. Ich wehrte mich mit aller Kraft und trat und schlug nach ihm. Das sollte noch ein Nachspiel haben!



Karlheinz Z. mit Ilse Ziesemer auf dem Zessin-Hof, im Hintergrund der Stall und links das Wirtschaftsgebäude, 1940. Alle Fotos von Elisabeth Zessin

Doch zurück nach Bogenau, wo ich bei der Dorflehrerin Fräulein Haferbeck Blockflöte spielen lernte. Die Flöte hatte ich zu meinem sechsten Geburtstag bekommen, sie hat mich mein ganzes Leben begleitet und ist noch heute in meinem Besitz.

Der Krieg neigte sich dem Ende zu. Anfang Januar 1945 wurde mein Vater aus Bogenau abkommandiert. Meine Mutter war nun mit uns beiden Kindern allein. Mitte Januar hörten wir die Front näher kommen, in der Ferne rollte Tag und Nacht Geschützdonner.

Ende Januar forderte man uns auf zu flüchten. Am Bahnhof Obornik wurden wir mit vielen anderen Flüchtlingen in offene Güterwagen verladen, die mit Stroh gefüllt waren. Ich weiß heute nicht mehr, wie lange wir gefahren sind. Unterwegs wurden wir von russischen Jagdflugzeugen beschossen. Auch die klirrende Kälte forderte ihre Opfer. Bei Zwischenhalten wurden die Toten aus den Waggons geladen.

Irgendwann kamen wir nachts in Küstrin an. Mehrere Personenzüge standen dort bereit und meine Mutter wollte mit uns nach Berlin fahren. Da fing ich an zu weinen und zu jammern: „Nicht nach Berlin, nicht zu den Bombenangriffen, wir wollen nach Groß Machmin!“ Darauf stiegen wir in den letzten Zug nach Hinterpommern. Der Zug war voll, ich stand an der Wand und schlief im Stehen ein. Wie es weiter ging, weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls sind wir Anfang Februar in Groß Machmin eingetroffen. Ach, war das schön!

Auf dem Zessin-Hof war Waffen-SS stationiert, aber Ende Februar zogen sie ab. Da war auch schon der Geschützdonner zu hören und die Trecks aus Ost- und Westpreußen begannen über die Straßen zu ziehen, Flüchtlinge auf Pferdefuhrwerken mit ihrem Hab und Gut, überspannt mit Planen zum Schutz gegen die Witterungsunbilden. Nun hieß es auch für uns, die Flucht vorzubereiten, den Wagen zu beladen und mit Planen zu bespannen. Da außer dem Knecht Amissin kein starker Mann mehr auf dem Hof war, wurde der damit beauftragt.

Die Väter waren alle im Krieg, mein Cousin Ernst war schon 1944 auf einem U-Boot umgekommen. Trotzdem spürte ich nur selten die Bedrohung dieser Zeit. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, Groß Machmin auf einem Pferdewagen zu verlassen.

Inzwischen war das Notwendigste auf dem Wagen verstaut, und ich glaube, auch Liese und Lotte waren schon eingespannt. Es wurde bereits dunkel. Wir waren fast alle im Haus, als jemand vom Hof hereingestürzt kam und rief, dass Amissin meine Mutter und mich suchte. Wir sollten heraus kommen, er wollte allein mit uns auf dem beladenen Pferdewagen losfahren. Als ich das hörte, griff ich nach der Hand meiner Mutter, zog sie schnell in ein Hinterzimmer und öffnete das Fenster. Wir stiegen hinaus in den dunklen Garten und liefen los, am Backhaus vorbei auf den Weg an den Koppeln hinter den Höfen. Wir rannten um unser Leben, das war uns inzwischen klar geworden. Doch wohin sollten wir? Plötzlich kamen wir an einen Backofen, der auf dem Feld stand. (Viele Höfe hatten nur einfache Backöfen, nicht wie wir ein Backhaus.) Wir blieben stehen, öffneten die Backofentür und stellten fest, dass der Ofen voller Reisig war. Ich weiß nicht, wer auf die Idee kam, in den Ofen zu kriechen, vielleicht trieben uns die große Angst und mein kindlicher Leichtsin. Wir krochen durch das Reisig bis an die hintere Wand und blieben dort mucksmäuschenstill liegen. Was wir getan hatten, wurde uns erst später bewusst. Ein Streichholz hätte genügt!

Wir blieben dort die ganze Nacht und den nächsten Tag. Abends hörten wir vertraute Stimmen, wahrscheinlich hatte man uns schon länger gesucht. Wir machten uns zögernd bemerkbar. Wir hörten, die Luft sei rein und unser Backofendasein war beendet. Der Knecht Amissin war inzwischen allein mit dem Fuhrwerk losgefahren.

Dann kamen die Russen, Frauen und Mädchen versteckten sich. Da wo vorher die Gulaschkanone der Waffen-SS gestanden hatte, kochten nun die Russen ihre leckeren Speisen. Nie habe ich jemals wieder eine so gute Soljanka gegessen, wie bei den sowjetischen Soldaten!

Kurz darauf luden wir unsere wenigen persönlichen Dinge und meinen Bruder auf einen Handwagen und liefen die 12 Kilometer nach Stolp. Das war der endgültige Abschied von Groß Machmin! Erst 1994 sollte ich den Ort meiner Kindheit wieder sehen. Es war traurig!

---

Auf der Chaussee nach Stolp überholten uns links Panzer mit jubelnden und singenden sowjetischen Soldaten und rechts im Straßengraben lagen tote deutsche Soldaten. Ein Soldat hing an der Stolpe-Brücke von Bedlin mit einem Schild um den Hals, auch an Bäumen und Laternen hingen deutsche Soldaten mit Schildern, von den eigenen Leuten umgebracht.

In Stolp kamen wir zunächst bei meiner Tante Martha unter, bis meine Mutter eine Einzimmerwohnung mit Toilette für uns besorgt hatte. Meine Mutter arbeitete in einer Kaserne der Sowjetarmee in der Küche und der Wäscherei. Ich passte auf meinen Bruder auf, wenn er nicht durch unsere Verwandten versorgt wurde. Dann ging auch ich bei den Sowjets arbeiten. Neben der Kaserne, die etwas außerhalb von Stolp lag, gab es eine Wiese, wo die Soldaten eine große Herde Kühe zusammengetrieben hatten, die ich hüten sollte. Die Kühe waren aus verschiedenen Dörfern und verspürten den Drang, in ihre heimatlichen Ställe zurückzukehren. Oft mussten die Soldaten entlaufene Kühe mit dem Jeep zurückholen.

Solange die Russen in Stolp das Sagen hatten, war das Leben erträglich. Erst als die Polen die Macht übernahmen und wir polnische Ausweise bekamen, begannen die Schwierigkeiten.

Meine Mutter hatte erfahren, dass mein Vater nicht in Gefangenschaft war und in Berlin auf uns wartete. Sie bemühte sich um die Rückkehr nach Berlin, aber die Polen wollten uns nicht gehen lassen. Eines Tages im April 1946 packte meine Mutter unsere Sachen und wir stiegen in einen Zug nach Stettin/Scheune. Dort verbrachten wir zusammen mit anderen Flüchtlingen eine Nacht im Wartesaal. Es hieß, dass alle Deutschen in ein Konzentrationslager in Scheune gebracht werden sollten. Am Morgen jedoch bestiegen wir einen Zug nach Angermünde. Die polnische Miliz kontrollierte die Abteile und holte die Deutschen wieder heraus. Glücklicherweise war in unserem Abteil ein sowjetischer Offizier, der die Kontrolleure vorbeiwinkte. Zum Dank überreichte meine Mutter dem Offizier ihre Box, mit der sie all die schönen Fotos in Pommern gemacht hatte, die hier abgedruckt sind.

Nachts kamen wir in Berlin-Britz an, wo mein Vater bei einem Freund in einer Gärtnerei wohnte. Auf den Familienpfiff meiner Mutter ging das Licht in einem Zimmer an, wir konnten uns glücklich in die Arme schließen.

Unsere Wohnung in Berlin-Lichtenberg, die nur wenig durch Kriegseinwirkungen beschädigt war, bekamen wir dank der sowjetischen Arbeitspapiere meiner Mutter zurück, obwohl die Deutschen in dem zuständigen Amt sie schon verschoben hatten.

Das war mein Leben in Groß Machmin! Was bleibt, ist die Erinnerung. Sie wird gepflegt durch die 15 noch lebenden Cousins und Cousinen, mit denen ich meine Kindheit erlebt habe. Seit 1999 findet jedes Jahr ein Treffen statt, wo auch Kindheitserinnerungen ausgetauscht werden.

**Adresse des Verfassers:** Karl-Heinz Zessin, Schmoller Str. 1, 12435 Berlin-Treptow

## Erinnerungen an den März 1945 in Hinterpommern

Von **Harry Zessin**, Fritzlar

Die folgenden Zeilen sind aus der Erinnerung heraus nach mehr als 60 Jahren niedergeschrieben worden, z.T. ergänzt durch die Aussagen meiner lieben Mutter Gerda Zessin.



Mutter Gerda Zessin mit Harry und Hannelore Zessin im Mai 1941

März 1945! Genauer gesagt der Vormittag des 5. Ein grau verhangener Himmel wölbt sich über Stolp. LKWs der deutschen Wehrmacht halten in der Poststraße. Auf die Bitte meiner Mutter an einen der LKW-Fahrer mitgenommen zu werden, erklärt dieser, es sei viel zu gefährlich. Man wolle nach Stettin. Nur noch eine einzige Straße sei offen, und es werde mit Beschuss durch die Russen gerechnet.

Also auf in die Danziger Straße, von wo aus LKWs der Wehrmacht Stolper Bürger vor dem Feind in Sicherheit bringen sollen. Viele Menschen sind dort schon versammelt. Meine Mutter, meine Oma, Anna, meine Schwester Hannelore, meine Großtante Emilie, meine Tante Anna, meine Cousins Peter und Jürgen und ich reihen sich mit ihrem wenigen Gepäck – Rucksäcke, Koffer, Kinderwagen, in dem meine Schwester sitzt, - in die Menge ein.

Plötzlich sind LKWs der Wehrmacht da. Ehe ich mich versehe, befinde ich mich auf der Ladefläche eines LKWs. Nur wer nicht nachkommt sind meine Verwandten. Aus Furcht, ohne sie abtransportiert zu werden, schreie ich so laut ich kann. Ich weiß nicht, ob mein Schreien etwas bewirkt hat, aber plötzlich werden meine Verwandten auf den LKW gehievt. Eine große Erleichterung kommt in mir hoch.

Unser LKW setzt sich in Bewegung. Es geht Richtung Lauenburg. Von der Fahrstrecke bekomme ich nicht viel mit. Entladung in Lauenburg. Wieder sind dort viele Menschen. Auf zum Bahnhof. Auch der Bahnhof ist voll von Menschen. Auf einem Gleis ein Lazarettzug mit vielen Verwundeten. Wir möchten mitfahren, doch der Bahnbeamte lehnt eine Mitnahme ab. Auf weiters Bitten meiner Mutter, auch mit der Zusage verknüpft, auf der zugigen Plattform Platz nehmen zu wollen, willigt er ein. Wir können jedoch in einem Abteil mit Verwundeten unterkommen, dicht gedrängt, Kinder auf dem Schoß der Erwachsenen. Nur der Kinderwagen

---

wird auf der Plattform festgebunden. Mir gegenüber sitzt ein Soldat mit einem Kopfverband, daneben ein Soldat mit einer Bauchverletzung.

Der Zug setzt sich Richtung Danzig in Bewegung. Nach einer gewissen Fahrzeit stoppt er plötzlich mitten im Wald. Kurz darauf liegt unser Zug unter russischem Beschuss. Ich muss wohl ängstlich ausgesehen haben. Der Soldat mit dem Kopfverband sieht mich an. Dann sagt er zu mir:“ Du brauchst keine Angst zu haben, die treffen uns nicht. Die schießen viel zu weit.“



Großvater (von Harry und Hannelore Zessin) Emil Zessin

Gegen Morgen erreichen wir Danzig. Der Zug wird entladen. Wir machen uns auf zum Hafen. Auf dem Weg dorthin werden wir von russischen Fliegern beschossen. Wir suchen Deckung neben den Gleisen. Schnell ist der Angriff vorbei. Glücklicherweise hat er keinen großen Schaden angerichtet. Wir erreichen gesund die Lagerschuppen am Hafen.

Am 8.3.1945 besteigen wir mit insgesamt 1760 Flüchtlingen den Hilfskreuzer Hektor, der uns auf dem Seeweg von Danzig–Neufahrwasser nach Kopenhagen bringen sollte. Am 8.3.1945 wird Stolz von Russischen Truppen eingenommen. Fast die gesamte Innenstadt geht in Flammen auf. Viel Leid bricht über die Menschen herein, die nicht das Glück hatten, Stolz rechtzeitig verlassen zu können..

Es sollten mehr als zwei Jahre vergehen, ehe meine Familie und ich wieder deutschen Boden betreten durften.



Vater (von Harry und Hannelore Zessin) Erich Emil Berthold Zessin im Sommer 1943

---

## Otto Zessin – Kanonier in der Schutztruppe von Deutsch Südwestafrika von 1903 bis 1911

Von **Burkhard Zessin**, Lübeck und **Wolfgang Zessin**, Jasnitz

Als ich (W.Z.) 1993 erstmals in Schwerin mit Burkhard und seinem Vater Herbert Zessin zusammentraf, erzählte Herbert auch von seinem Vater Otto Zessin, der von 1903 bis 1911 in der Schutztruppe Deutsch Südwestafrikas diente und glücklicherweise wieder nach Hause kam, ohne verwundet worden zu sein. Lediglich eine Typhuserkrankung, an der dort viele gestorben waren, hatte auch ihm sehr zugesetzt. Leider sind aus dieser Zeit keine Unterlagen in der Familie erhalten geblieben. Es ist lediglich bekannt, dass Otto sowohl den Herero-Feldzug als auch den anschließenden Hottentottenkrieg mit gemacht hat..



Mein (B.Z.) Großvater Otto Zessin sitzt in der unteren Reihe links. Rechts daneben sitzen die Schwestern Ella und Selma, daneben der jüngste Bruder Reinhold, der nach Amerika auswanderte. Stehend von links der zweitälteste Bruder Willi, der auch wie Birgit und ich am



8. Juni Geburtstag hatte. Daneben Gustav, der aus der damaligen DDR ausreisen durfte. Sein Bruder Willi hat später den Bauernhof übernommen. Das konnte meine Oma nicht so recht verwinden, da sie nur mit einer Stiege Eiern „bezahlt“ wurde. Es war 1923, die Zeit der Inflation. Die genauen Umstände habe ich (B. Z.) nicht mehr herausfinden können. Mein Großvater ist mit Asthma aus dem Krieg entlassen worden, bekam eine kleine Rente und so hat sein Bruder Willi den Hof übernommen.

Das Bild entstand anlässlich der Goldenen Hochzeit seines Bruders Willi.



Kaiser Wilhelm II. und Bilder aus deutscher Zeit im Restaurant am Waterberg, der ehemaligen Polizeistation, wo der Herero Orlog im Dezember 1904 begann. Foto: Dr. W. Zessin, Jasnitz, 2007






Deutscher Soldatenfriedhof am Waterberg, Südwestafrika (Namibia)  
Foto: Dr. W. Zessin, Jasnitz, 2007



Anlässlich der Goldenen Hochzeit (2.3.1933) der Ur-Großeltern von Burkhard Zessin, August Gustav Ludwig Konrad, geb. 15.11.1860 mit Hulda geb. Kaufmann, geb. Nov. 1860, aufgenommen. Herbert Zessin (Vater von Burkhard Zessin) hintere Reihe rechts außen; Otto Zessin (geb. 1.1.1884) zweite Reihe rechts außen, links daneben seine Frau Maria, geb. Konrad (Eheschließung am 24.9.1912); Siegfried Z., Onkel von Burkhard Z. hintere Reihe, zweiter von links, rechts daneben (nur Kopf zu sehen) Waltraud Z.; der Junge mit der Brille (zweiter rechts) ist Rudi Z., Onkel von Burkhard Z.; die übrigen Personen konnten bisher nicht identifiziert werden.



<b>4</b>	(Opfer von 2)	Familienname: <u>Lessin</u> Vorname: <u>Carl Gustav</u> geboren am <u>18. Juli 1848</u> in <u>Pückow br. Holz</u> gestorben am _____ in _____ Bekenntnis: <u>evangelisch</u> Urkundlich eingetragen beim Standesamt: _____ Reg.-Nr. _____ Pfarraamt: <u>Garziger</u> Reg.-Nr. _____ als Sohn des <u>Eigenhumsmeister Carl Lessin</u> und der <u>Johanna Johanna Lessin geb. Schumann</u>	Die Richtigkeit des Eintrages wird auf Grund vorgelegter Urkunden be- glaubigt. <u>h</u> .....Worte gefächert.....Worte hinzugefügt. Standesbeamter Kirchenbuchführer Siegel
<b>4/5</b>	Die Eheschließung von	<u>Carl Gustav Lessin</u> , Beruf: <u>Halbesitzer</u> und <u>Johanna Albertine Karow</u> , geborene <u>Keske</u> erfolgte am <u>19. September 1879</u> beim Standesamt: <u>Holz v. Puck</u> Reg.-Nr. <u>101</u> beim Pfarraamt: _____ Reg.-Nr. _____	Die Richtigkeit des Eintrages wird auf Grund vorgelegter Urkunden beglaubigt. <u>h</u> .....Worte gefächert.....Worte hinzugefügt. Standesbeamter Kirchenbuchführer Siegel
<b>5</b>	(Mutter von 2)	Familienname: <u>Lessin</u> Vor- und Geburtsname: <u>Johanna geb. Keske</u> geboren am <u>25. Mai 1801</u> in <u>Garziger</u> gestorben am _____ in _____ Bekenntnis: <u>wangelisch</u> Urkundlich eingetragen beim Standesamt: _____ Reg.-Nr. _____ Pfarraamt: <u>Garziger</u> Reg.-Nr. _____ als Tochter des <u>Peter Franz Keske</u> und der <u>Ehefrau Johanna Karow geb. Keske</u>	Die Richtigkeit des Eintrages wird auf Grund vorgelegter Urkunden beglaubigt. <u>h</u> .....Worte gefächert.....Worte hinzugefügt. Standesbeamter Kirchenbuchführer Siegel

<p><b>6</b></p>	<p>(Vater von 3)</p>	<p>Die Richtigkeit des Eintrages wird auf Grund vorgelegter Urkunden be- stätigt. Name: <i>W. Zessin</i> Worte gefürchten: <i>W. Zessin</i> Worte hinzugefügt: Stabsbeamter Kirchenbuchführer</p> 
<p>Familienname: <i>Courad</i> Vorname: <i>August, Gustav, Ludwig</i> geboren am <i>15. November 1860</i> in <i>Grübels</i> gestorben am _____ in _____ Bekenntnis: <i>evangelisch</i> Urkundlich eingetragen beim Standesamt: _____ Reg.-Nr. _____ Pfarramt: <i>Kleinlin</i> Reg.-Nr. _____ als Sohn des <i>Leifers Hermann Courad</i> und der <i>Ehelfrau Carolina Courad</i> <i>geb. Bunde</i></p>		
<p><b>6/7</b></p>	<p>Die Eheschließung von <i>August Courad</i>, Beruf: <i>Leifer</i> und <i>Käulda</i>, geborene <i>Kaufmann</i> erfolgte am <i>2. März 1883</i> beim Standesamt: <i>Wormin, No. 2</i> Reg.-Nr. <i>2</i> beim Pfarramt: _____ Reg.-Nr. _____</p>	<p>Die Richtigkeit des Eintrages wird auf Grund vorgelegter Urkunden beglaubigt. Name: <i>W. Zessin</i> Worte gefürchten: <i>W. Zessin</i> Worte hinzugefügt: Stabsbeamter Kirchenbuchführer</p> 
<p><b>7</b></p>	<p>(Mutter von 3) Familienname: <i>Courad</i> Vor- und Geburtsname: <i>Käulda geb. Kaufmann</i> geboren am <i>9. November 1860</i> in <i>Wozentz</i> gestorben am _____ in _____ Bekenntnis: <i>evangelisch</i> Urkundlich eingetragen beim Standesamt: <i>Schwelien</i> Reg.-Nr. _____ Pfarramt: <i>Schwelien</i> Reg.-Nr. _____ Mutter: <i>Emilie Friederike Henriette</i> <i>Kaufmann</i></p>	<p>Die Richtigkeit des Eintrages wird auf Grund vorgelegter Urkunden be- stätigt. Name: <i>W. Zessin</i> Worte gefürchten: <i>W. Zessin</i> Worte hinzugefügt: Stabsbeamter Kirchenbuchführer</p> 

---

## Kurze Geschichte des Zessin-Familienvereins e.V.

Stand: April 2008

Zusammengestellt von **Dr. Wolfgang Zessin**

Gegründet am 20. Juli 1994 in **Schwerin**, Mecklenburg-Vorpommern  
Vereinsregister der Landeshauptstadt Schwerin unter Nr. **280/1995**



Gründung des Internationalen Zessin-Familienvereins e.V. am 20. Juli 1994 in Schwerin  
Foto: Rainer Cordes, Schwerin

### **Vorstand des Internationalen Zessin-Familienvereins e.V.**

#### **Vorsitzender**

Dr. Wolfgang Zessin, Jasnitz  
Stellvertr. Vorsitzender  
Ron Zessin, Darmstadt (ab 2006)  
Paul-Heinz Zessin, Hilchenbach (2002 - 2006)  
Karlheinz Zessin, Berlin (1994 - 2002)

#### **Schatzmeister**

Burkhard Zessin, Lübeck

#### **Beisitzer**

Irmtraud Zessin-Viertel, Tespe (bis 2006)  
Ursula Zessin-Oldorf, Windhuk, Namibia  
Joachim Zessin, Wyk auf Föhr (bis 1998)  
Prof. Dr. Bruce Zessin, Waukesha, Wisconsin, USA  
Paul-Heinz Zessin, Hilchenbach (ab 1998 - 2002)  
Ron Zessin, Darmstadt (2002 - 2006)  
Hedwig Zessin, Bad Homburg (ab 2006)  
Thomas Groß, Ilmenau (ab 2006)



Dr. Wolfgang Zessin, Schwerin erläutert den ca. 50 anwesenden Zessin Familienmitgliedern Idee, Satzung und Ziele des geplanten Vereins zur Erforschung der Zessin-Familiengeschichte im Haus der Kultur in der Landeshauptstadt von Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin am 20.7.1994



Der erste gewählte Vorstand des Internationalen Zessin-Familienvereins: v.l.n.r.: Karlheinz Zessin (Stellv. Vors.), Berlin, Prof. Dr. Bruce Zessin, Waukesha, USA, Ursula Zessin-Oldorf, Windhuk, Namibia, Dr. Wolfgang Zessin (Vors.), Schwerin und Burkhard Zessin (Schatzmeister), Lübeck am 20.7.1994



Leiterin Sigrid Zessin mit ihrer Tanzgruppe Schwerin in pommerschen Trachten erfreute die Teilnehmer auf der Gründungsveranstaltung des Internationalen Zessin-Familienvereins am 20.7.1994 mit Pommerschen Tänzen

### **Zessin-Familientreffen**

Über die Familientreffen haben wir ausführlich in der Vereinsbroschüre „Familienbriefe“, Ausgaben 1-10) informiert

1. Zessin-Familientreffen vom 23. bis 24. Juli 1994 in Schwerin
2. Zessin-Familientreffen vom 7. bis 8. Oktober 1995 in Lübeck
3. Zessin-Familientreffen vom 5. bis 6. Oktober 1996 in Berlin
4. Zessin-Familientreffen vom 3. bis 4. Oktober 1998 in Lünerburg
5. Zessin-Familientreffen vom 30. September bis 1. Oktober 2000 in Hilchenbach, Siegerland
6. Zessin-Familientreffen vom 20. bis 21. Juli 2002 in Banzkow bei Schwerin
7. Zessin-Familientreffen vom 2. bis 3. Oktober 2004 in Bad Homburg
8. Zessin-Familientreffen vom 13. bis 15. Oktober 2006 in Ilmenau
9. Familientreffen anlässlich 500 Jahre Zessin-Familiengeschichte in Stolpmünde vom 17. bis 23.5.2008

### **Vorstandssitzungen**

Über die Vorstandssitzungen haben wir ebenfalls ausführlich in der Vereinsbroschüre „Familienbriefe“, Ausgaben 1-10) informiert

1. Vorstandssitzung am 4. März 1995 in Jasnitz
2. Vorstandssitzung am 12. August 1995 in Tespe



3. Vorstandssitzung am 7. Oktober 1996 in Lübeck
4. Vorstandssitzung am 30. und 31. März 1996 in Wyk auf Föhr
5. Vorstandssitzung am 5. Oktober 1996 in Berlin
6. Vorstandssitzung am 22. März 1997 in Jasnitz
7. Vorstandssitzung am 18. Oktober 1997 in Tespe
8. Vorstandssitzung am 16. Mai 1998 in Lübeck
9. Vorstandssitzung am 3. Oktober 1998 in Lüneburg
10. Vorstandssitzung am 22. Mai 1999 in Jasnitz
11. Vorstandssitzung am 16. und 17. Oktober in Bad Homburg
12. Vorstandssitzung am 27. Mai 2000 in Börnsen
13. Vorstandssitzung am 30. September in Hilchenbach
14. Vorstandssitzung am 7. April 2001 in Berlin
15. Vorstandssitzung am 9. und 10. März 2002 in Lübeck
16. Vorstandssitzung am 20. Juli 2002 in Banzkow



Familientreffen und Vorstandssitzung am 20.7.2002 in Banzkow

17. Vorstandssitzung am 25.10.2003 in Tespe
18. Vorstandssitzung am 2.10.2004 in Bad Homburg
19. Vorstandssitzung am 28.-30. Oktober 2005 in Paderborn
20. Vorstandssitzung am 2006 in
21. Vorstandssitzung am 2007 in Darmstadt
22. Vorstandssitzung am 18.5.2008 in Stolpmünde

---

1. **Reise nach Hinterpommern vom 25. Juli bis 31. Juli 1994**

Stationen der Reise: Stettin, Schlawe, Notzkow, Wendisch Tychow (Kirche), Stolp, Stolpmünde, Saleske, Dünnow, Mützenow (Kirche), Starkow (Besuch Stammhof der Zessin's), Pustamin, Oliva, Danzig, Marienburg



Am 26.7.1994 Bus-Stop in Wendisch Tychow: Kinder erwarten kleine Geschenke



Trafen sich nach vielen Jahren das erste Mal wieder: Käte Zaddach, verh. Sieradzka und Dörte Fucke, geb. Granzow 1994 in Starkow